

ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 14/15

20. Jahrgang der «Apologetischen Blätter»

Zürich, den 31. Juli 1956

400 Jahre Ignatius von Loyola

Die ignatianische Idee und das moderne Leben: Die Frage Walter Dirks' — Geschichtsmächtigkeit und Vergänglichkeit der Orden — Die Jesuiten in dieser Sicht — *Die Idee des Ignatius und das moderne Lebensgefühl*: 1. Das Ethos des Dienstes — das Ende der grossen Persönlichkeiten (Guardini) — 2. Der neue Menschentyp — unpathetische, wesentliche Frömmigkeit — 3. Im Handeln kontemplativ — Christus der Herr aller Dinge — das Gott in allem Finden — 4. Der Platz des Laien in der Kirche — Verantwortung für die profane Welt — der innerkirchliche Feudalismus.

Kunst

Ronchamp und die Folgen (ein Diskussionsbeitrag): Kritische Stimmen zu Ronchamp: Max Bill (Ulm) — Peter Meyer (Zürich) — Leonhard Küppers (Düsseldorf) — *Ronchamp und das Gefühl für Senkrecht und Waagrecht* — Ronchamp und die rationale Logik — *Ronchamp als Kirche*: Unliturgisches an Ronchamp: nur eine Stufe — ein niedriges Kreuz — die konvexe Wand — die Bilderfeindlichkeit — das intensive Rot usw. usw. — die Marienstatue — unbequeme Bänke und eine brutale Kommunionbank — *Und die Folgen?*: treffliche Architekten ahmen Ronchamp nach: Otto A. Senn (Basel) — Corbusier selbst geht seinen Weg weiter — Ronchamp ist noch kein äusserster Punkt.

Islam

Moskau und der Islam: Verbreitung und Stärke des Islams in der Sowjetunion — Geschlossene Siedlungen und ihre Eigenart — *Geschichte unter der Herrschaft des Kommunismus* — *Kaukasus*: kampflose Ergebung — Mittelasien: das Kerngebiet — Die Kämpfe bis 1932 — Kompromiss und neue Lebensformen — Warum Bundesgenossen? — *Heutige Organisation des Islam in der Sowjetunion* — Mittelasien, das geheimnisvolle Prunkstück der Propaganda — Die Sekte des Aga Khan — Vorrechte Mittelasiens — Die usbekische Akademie der Wissenschaften — Kontakte zum Ausland.

Frankreich

Jeanne d'Arc, Frankreichs Nationalheilige: Sie scheint die Personifizierung des französischen Dramas von Glaube und Vernunft — 1. Des Franzosen *clarté latine* — der Franzose nicht fromm wie östliche Völker — sein Verlangen nach Harmonie von Glaube und Vernunft — 2. Die Reaktion beim Ungläubigen: sie schätzen die Religion — auch der Pfarrer ist ihr *copain* — 3. Die «Entchristianisierung» aus der Unglaubwürdigkeit, die der Widerspruch von Wort und Tat erzeugt — 4. Jeanne d'Arc als Harmonie von Glaube und Vernunft in natürlicher Einfachheit — Napoleon und Jeanne d'Arc.

Ex urbe et orbe

Vor einem neuen Konkordat Oesterreichs mit dem Hl. Stuhl?: Besetzung des erzbischöflichen Stuhles in Wien als Zeichen der beginnenden Entspannung — Der Anstoss zur Spannung war die Nichtanerkennung des Konkordates von 1934 — Dezember 1955 deren Höhepunkt — Die Gründe der Nichtanerkennung — Wozu die Sozialisten bereit wären — Wozu der Hl. Stuhl bereit wäre — Ein Gerichtshof als Notlösung? — Das alte Konkordat nicht anwendbar — Neu zu regelnde Punkte.

Indische Richter zur Religionsfreiheit: Unruheherd Zentralindien — *Die Situation*: Feudalherren gegen die christliche Missionstätigkeit — Beispiele schikanöser Schulpolitik — Missionare werden in Prozesse verwickelt — *Das Verfahren des Obergerichts*: Was ist die Niogi-Kommission? — Ihre seltsamen Methoden — Die richterliche Lektion an die Regierung — *Nachspiel*: Mr. Francis appelliert an den Obersten Gerichtshof in Delhi — Berechtigte Hoffnungen der Christen.

Bücher

Historia Mundi. III. Band: Der Aufstieg Europas — *Der Grosse Herder*. Band VIII: Sade bis Tessin — Syré Otto Joseph, S. J.: *Jesuiten*.

Die ignatianische Idee und das moderne Lebensgefühl

Wer heute hineinhorcht in die Zeit, hört immer wieder Stimmen, die bald offen, bald verdeckt den grossen Orden der Kirche eine tiefere Bedeutung für die Bewältigung unserer gegenwärtigen seelsorglichen Situation absprechen. Ich erinnere an das bekannte Buch von Walter Dirks: «Die Antwort der Mönche». Es ist charakteristisch für den deutschen Sprachraum. Dirks will zunächst nur die Auswirkung der religiösen Idee der Ordensstifter in profanem Gebiet darstellen, aber aus dem ganzen Werk klingt doch das eine durch, dass die Zeit, da die grossen Orden eine führende Rolle in der Christenheit zu spielen hatten, vorüber ist. Es ist selbstverständlich, dass er davon auch die Gründung des heiligen Ignatius von Loyola

nicht ausnimmt, wenn er ihr immerhin noch eine ganz bedeutende Aufgabe in der Gegenwartskirche zuweist: die Mündigmachung des Laien.

Vergängliches und Immerwährendes an den Orden

Darum können wir nicht umhin, etwas Grundsätzliches über die Frage vorzuschicken, in welchem Sinn überhaupt eine Ordensstiftung in der Kirche ihre geschichtsbildende Sendung verlieren kann bzw. unter welcher Rücksicht sie diese für immer behält. Wir setzen natürlich dabei voraus, dass ein Orden im wesentlichen lebendig geblieben ist, dass er nicht

schuldhafterweise seiner Berufung untreu wurde. Es ist klar, dass jede Ordensstiftung die Zeitgemässheit, die sie in der Stunde akuter Not der Kirche hatte, da Gottes Geist sie auf den Plan rief, verlieren wird, sobald diese Not im wesentlichen gebannt ist. Das gilt auch von Ignatius und seinem Werk. Die Monopolstellung, die Aktualität der Gesellschaft Jesu fast auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens im 16. und 17. Jahrhundert war einmalig. Sie ging durch die Tätigkeit des Ordens selber verloren, da dieser selbst darauf bedacht sein musste, die vielfach erstorbenen Glieder der Kirche, die alten Orden, die Weltpriester, das Laientum zu neuem Leben, zu neuer Aktionsfähigkeit zu erwecken. In diesem Sinn ist das jesuitische Jahrhundert ebenso vorüber wie das benediktinische und das franziskanische. Heute steht Ignatius und sein Werk, sein Orden, nicht mehr an der Spitze, sondern als Glied in der grossen Front der Kirche, als Truppe neben anderen Truppen. Es ist allerdings wahr, dass seit Ignatius kein anderer innerkirchlicher Aufbruch von einer ähnlichen Dimension und Tiefenwirkung mehr erfolgte.

Es gibt aber auch eine andere Zeitgemässheit oder Aktualität bei den Orden der Kirche und ihrer Sendung, die *immerwährend* ist. Die kirchlichen Orden sind letztlich nicht Menschenwerk, sondern pneumatischen Ursprungs, Schöpfungen des freiwaltenden Geistes Gottes innerhalb des festen hierarchischen Gefüges der Kirche. Immer neue göttliche Ausprägungen des ewig alten und gleichen christlichen Inhalts, die Gott seiner Kirche auf dem Weg durch die Jahrhunderte schenkt, um sie fähig zu machen, eine neu aufsteigende Weltepoche, ein neu-aufbrechendes Lebensgefühl in der Entwicklung der Menschheit im Sinne Christi zu formen.

Diese neue Gestalt der Christlichkeit prägt sich dann für immer der Kirche selber ein, bereichert sie um einen neuen Zug, um eine neue Tiefe, die ihr nicht verloren gehen darf, auch wenn die eigentliche grosse Zeit der einzelnen Orden selber vorüber ist. Denn was die grossen Ordensstifter als Werkzeug des Gottesgeistes der Kirche schenkten, ist eben ewig gültig, ist eine jeweilig neue Sicht Christi und des Christentums. Die Kirche bleibt zu allen Zeiten wesentlich eine *Ecclesia orans*, wie Benedikt es ihr in besonderer Weise eingeprägt hat; sie bleibt eine immerfort arme, heimatlose, von allem Irdischen gelöste Kirche, das Bestreben des Franziskus, ihr dieses Bewusstsein zu geben; sie bleibt eine immerfort kämpfende und ewig umkämpfte Kirche im Ringen zwischen Christus und Belial, wie es Aufgabe der Gesellschaft Jesu war, ihr das für die schweren Geisteskämpfe der Neuzeit von neuem zu sagen. Die Note, die Ignatius von Loyola darum durch seine Ordensschöpfung der Kirche aufgedrückt hat, ist heute ebenso aktuell wie sie es in Zukunft sein wird.

Es ist nun Aufgabe jedes Ordens, nicht nur sich selber, sondern der gesamten Kirche die Seite des Christentums und Schau Christi zu erhalten, die Gott ihr durch seinen Ordensgründer schenken wollte. Dies trifft für die Gesellschaft Jesu umso mehr zu, als die kirchengeschichtliche Periode, an deren Spitze Gott Ignatius von Loyola als geistigen Führer gestellt hat, noch immer nicht zu Ende ist. (Wir haben heute sicher noch lange nicht den Höhepunkt der Krise der Periode, die zur Zeit des heiligen Ignatius anhub, erreicht.) Der Orden hat der Gesamtkirche bereits sehr viel geschenkt, aber er hat ihr noch lange nicht seinen ganzen Reichtum geschenkt, den Gott ihm zur Meisterung der religiösen Probleme der neuen Zeit verliehen hat.

Die Idee des Ignatius und das moderne Lebensgefühl

Damit schneiden wir schon das eigentliche Thema an. Was hat Ignatius und sein Werk in der seelsorglichen Situation von heute noch zu bieten? Hat der Orden durch seine Spiritualität, hat er durch sein Organisationsprinzip, durch seine Apostolatsmethoden – hier stehen an der Spitze natürlich die

Exerzitien – noch einen wesentlichen Beitrag zur Bewältigung der Aufgaben beizusteuern, die der Kirche und der Menschheit in unserer Zeit gestellt sind? Darauf müssen wir mit einem bedenkenlosen «Ja» antworten. Wir können sogar behaupten, dass das Kommende, das da heraufsteigt, dem Orden und seiner Spiritualität geradezu entgegenwächst, d. h. dass das Kommende erst reif wird, die volle ignatianische Idee zu fassen.

Ich möchte an einigen Punkten zeigen, wie gerade durch die ignatianische Geistigkeit *das moderne Lebensgefühl* christlich geformt werden kann. Was da zu sagen ist, trifft eminent auf die Exerzitien zu.

Das Ethos des Dienstes

Als erstes möchte ich nennen das Ethos des Dienstes. Das Ethos der ignatianischen Ordensstiftung ist das Ethos des Dienstes. Die Exerzitien, die Konstitutionen lassen dem Kult der grossen Persönlichkeit im Sinn der Renaissance, der liberalen Ära, keinen Platz. Das gemeinsame Werk steht überall höher als die singuläre grosse Persönlichkeit, die durch keine andere ersetzbar ist. Auch in der Menschheitsentwicklung ist heute, wie Guardini in seiner Schrift über «Das Ende der Neuzeit» ausführt, die Epoche der grossen Persönlichkeit, in der das Menschsein gewissermassen aufgipfelte, während alles übrige darum herum nur gleichsam Staffage, Kulisse zu bilden hatte, endgültig vorbei. Dem Menschengeschlecht sind heute auf allen Gebieten, auf profanem und religiösem, Aufgaben erwachsen, die nur in der organisierten Zusammenarbeit bewältigt werden können und auch bewältigt werden müssen, wenn es nicht zugrunde gehen soll. Es kann sich heute nur noch darum handeln, dem Einzelnen das Mindestmass persönlicher Freiheit und Selbständigkeit in der sinnvollen Einordnung in die Erfordernisse des Ganzen zu sichern. Ethos also des sich selbstvergessenen Dienstes an der höheren gemeinsamen Sache in kollektiver Arbeitsgemeinschaft, gerade das, was die Exerzitienaszese will, und was die ganze Verfassung des Ordens bis zur letzten Konsequenz durchgeführt hat. Unter dieser Rücksicht hat der im Orden des Heiligen verkörperte Geist für die Meisterung des heute dringlicher denn je gewordenen Problems Person-Gemeinschaft eine erhöhte menschheitspädagogische und soziologische Bedeutung erlangt. Ja, dieser Geist stellt geradezu die ideale christliche Lösung des Problems dar. Ethos des Dienstes. Denken wir an die Reich-Christi-Betrachtung in den Exerzitien. Damit ist auch schon ein Fingerzeig gegeben, worauf wir heute drücken müssen, wenn wir die Exerzitien recht geben wollen.

Der neue Menschentyp

Dann ein zweiter Punkt: Der neue Menschentyp. Der Menschen- und Christentyp, wie ihn die neue Zeit für die ihr gestellte Aufgabe braucht, bedarf nicht weniger Eigenschaften, wie sie die Exerzitienaszese und das ganze Institut des heiligen Ignatius formt, das ist: männliche Frömmigkeit, nüchterne Klarheit, Blick auf das Wesentliche, Sachlichkeit, Zielstrebigkeit, Selbstdisziplin, Einordnung in die Generallinie und jene herbe Verhaltenheit, die sich mit ihrem subjektiven Erlebnis-Inhalt nicht anderen aufdrängt, weil sie ihn für zu unwichtig, für zu uninteressant hält gegenüber dem grossen Ziel, dem sie dient; jene unpathetische Tapferkeit, die auf dem Posten ausharrt, wohin man gestellt wird, auch wenn es ein verlorenere Posten ist, und sich dem drohenden Chaos entgegenwirft, unbekümmert, ob man am Ende selbst unter den Trümmern gefunden wird, wenn nur Christus und die Sache der Kirche siegt. Das ist der neue Menschen- und Christentyp, wie ihn die Zeit braucht, und wie ihn in besonderer Weise die Exerzitien formen.

Im Handeln kontemplativ

Die harmonische Verbindung von Aktion und Kontemplation, wie sie ganz einmalig in der Geschichte der christlichen

Aszese in der Spiritualität des Heiligen verwirklicht ist. Diese Synthese ist in einzigartiger Weise dazu berufen, den christlichen Menschen im Zeitalter des homo faber an der nicht aufhaltbaren inneren Eroberung der sichtbaren Welt mitarbeiten zu lassen, ohne dass er dabei aufhört, ein gottverbundener Mensch zu bleiben. «In actione» oder besser «in agendo contemplativus», das ist die erlösende aszetische Formel unserer Zeit. Das Exerzitienfundament mit seiner positiven Einordnung aller natürlichen Werte in die übernatürliche Zielordnung des Menschen und nicht nur des Menschen, sondern des ganzen Kosmos, die starke Betonung des Berufes als einer wirklichen Berufung Gottes zu einem determinierten Ort in diesem Gesamt der Menschheit und der Kirche, die in der Electio zum Ausdruck kommt, die Idee von Christus als des «Herrn aller Dinge», wie ihn Ignatius immer wieder nennt, die Idee von der Gottdurchdrungenheit des Alls in der Betrachtung zur Erlangung der Liebe, das ignatianische «in omnibus quaerere et invenire Deum», das bietet im Keim alles, was wir heute für den Aufbau einer universalistischen, d. h. die gesamte irdische Wirklichkeit umspannenden Spiritualität für den in der Welt lebenden und wirkenden Christen notwendig haben.

Der Platz der Laien in der Kirche

Ein viertes und letztes noch, was Dirks als Aufgabe des Ordens in unserer Zeit bezeichnet: die Eingliederung des neu zu erweckenden Laienstandes in das Ganze der Kirche. Die Kirche ist heute – wenn wir es etwas überspitzt ausdrücken – im Begriff, sich aus einer Kleruskirche in eine Kirche des gesamten Christenvolkes umzubilden, d. h. in eine Kirche, in der der Laie nicht bloss Objekt der Betreuung, sondern unter der hierarchischen Führung der Kirche auch aktives Subjekt

ist und in dem ihm zustehenden Bereich, wo er nur indirekt, ratione salutis et peccati, der Hierarchie unterworfen ist, selbständige Verantwortung trägt. Die Aszese des heiligen Ignatius, der Orden, ist nun gerade wegen der ihm eigenen Tendenz, die gesamte Schöpfungswirklichkeit in der vertikalen und horizontalen Erstreckung der Königsherrschaft Christi zu unterwerfen, in besonderer Weise berufen, den Stand zu erfassen, dem primär die Verantwortung für die profane Welt aufgegeben ist, und das ist der Laienstand. Seine auf christliche Weltdurchdringung – nicht Weltflucht – ausgerichtete Spiritualität bietet ausserdem die erforderlichen aszetischen Grundlagen und Voraussetzungen für die christliche Laienarbeit in und an der Welt. Wie der Orden als Ganzer einst mit seiner starken Betonung der persönlichen Freiheit und Selbständigkeit, mit seiner neuen Elitebildung aus der Masse, wie Dirks sagt, den innerkirchlichen Feudalismus gebrochen hat, so ist er nach ihm dazu bestimmt, und dies in erster Linie durch die Exerzitien, dem christlichen Laien zu dem ihm zustehenden Platz in der Kirche gegen einen einseitigen, noch in überholten kirchensoziologischen Kategorien denkenden Klerikalismus zu verhelfen. Wie gesagt, das sei nur als Frage oder als Tendenz hingestellt. Das ist aufs wesentlichste zusammengedrängt, was die ignatianische Idee zur christlichen Formung des modernen Lebensgefühls beizutragen imstande ist und worauf die Kirche zum Aufbau einer in Christus erneuerten Welt nicht verzichten kann.

In dieser religiösen Strahlkraft, die nun schon durch vier Jahrhunderte fort dauert und in unverminderter Kraft in die Gegenwart hineinwirkt, besteht das letzte Geheimnis des unscheinbaren Basken, der am 31. Juli 1556 seinen irdischen Lauf vollendete.

D. Thalhammer, Wien

Ronchamp und die Folgen

Vorbemerkung: In Nr. 19 der «Orientierung» 1955 brachten wir einen ersten Artikel über Ronchamp, der sich sehr positiv zu dieser Neuschöpfung aussprach. Damals schon schrieben wir dazu: «Wir möchten gern eine Diskussion in Gang bringen, die sich in sachlichen Argumenten ausdrückt.» Die uns daraufhin zugegangenen Beiträge – es waren negative wie positive Stellungnahmen – entsprachen leider dieser Forderung nicht in genügendem Ausmass, sondern stellten meist rasch hingeworfene Temperamentsäusserungen dar, die der sachlichen Diskussion mehr geschadet als genützt hätten. Umso mehr freuen wir uns nunmehr, endlich einen wirklich mit sachlichen Argumenten aufwartenden Beitrag unseren Lesern vorlegen zu können. (D. R.)

Dieser kühnste, extremste und persönlichste Bau von Le Corbusier ist sehr umstritten, vor allem, wenn man den Bau als katholische Wallfahrtskirche bezeichnet. In der katholischen Schwez jedoch herrscht einstimmiger Jubel; man schrieb bis jetzt nur in hymnischen Tönen über dieses Experiment, wie denn überhaupt die Hymnik die einzige Form ist, in der man bei uns über alles, was als moderne Kirchenkunst bezeichnet wird, sich äussert und sich äussern darf. In einem zweiten Artikel soll hier davon die Rede sein.

Kritische Stimmen zu Ronchamp

Es ist vielleicht nicht ganz unnötig, hier darauf hinzuweisen, dass man nicht senil ist, wenn man Ronchamp als Kirche ablehnt. Deshalb folgen hier drei Stimmen, die kritisch tönen.

Niemand wird bestreiten, dass der abstrakte Bildhauer *Max Bill*, bis vor kurzem Leiter der neuen «Hochschule für Gestaltung» in Ulm, restlos modern denkt. In einem Artikel «Zum

heutigen Stand der Baukunst» in der Wochenendbeilage der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 5. November 1955 schreibt Bill:

«Auf der andern Seite sind die Architekten. Das sind Leute, die unter Zuhilfenahme von allen möglichen Kunstkniffen versuchen, die heutige Einförmigkeit des Lebens in eine Vielfalt des Bauens umzumünzen. Dies aus einer richtigen Erkenntnis: Die Architekten sind die Verantwortlichen für die Umgebung der Menschen. Also werden die Architekten zu Moralisten. Das wäre nun noch keine Schande. Aber die Moral der Architekten hat einen doppelten Boden, und unter diesem doppelten Boden verbirgt sich der Künstler. Dieser leidet genau so am Drang nach ‚Selfexpression‘ wie der Maler oder Bildhauer oder der Dichter. Es ist dem Architekten nicht auszutreiben: Er muss etwas Umwälzendes machen, das von allen Seiten photographiert werden kann und ihm einen Stern am Himmel sichert. Das führt schliesslich dazu, dass eine Wallfahrtskapelle zu einer Ausstellungsarchitektur wird, und dadurch Religion der Reklame zum Verwechseln nahe kommt.»¹

Der Architekt *Prof. Dr. Peter Meyer*, ehemals Redaktor des «Werk», vor kurzem als Extraordinarius an die Zürcher Uni-

¹ Aus Bills Artikel sei noch eine Stelle angeführt, die mutatis mutandis für unsere offizielle Schriftstellerei über katholische Kirchen gilt: «Mit der zunehmenden Zahl der Architekten kam der Streit der Meinungen, und anstelle der Vernunft kamen die These und das Manifest. Ein jeder begann eigene Thesen und eigene Manifeste zu machen. Dann kam die Zeit der Kongresse. Zuerst waren es Kongresse, die das Neue wollten. Dann gab es Gegenkongresse, dann solche, die das Ganze und solche, die das Schöne wollten, dann solche, auf denen man einfach reden wollte. Es wurde das Reden als Bestandteil der Architektur erfunden» (resp. das Schreiben darüber).

versität berufen, sprach im letzten Oktober in einer der Sondervorlesungen für Ehemalige der ETH bei Anlass des Hundertjahr-Jubiläums auch über Ronchamp. Er sieht in diesem Bau eine *Rückkehr zu den Troglodyten*. In einem Bericht über diesen Vortrag resümiert die Fachzeitschrift «Bauen und Wohnen» wie folgt:

«Die Wallfahrtskirche von Ronchamp ist wie aus weichem Material geformt und erinnert irgendwie an die an einen Felsen angebaute Wildkirchlikapelle im Appenzellerland. Es handelt sich hier um ein extremes Ausweichen vor allem Technischen in das reine Gegenteil des nahezu Ungeformten, des *Felsen- und Höhlenmässigen*. Corbusier greift bewusst hinter alles Historische zurück und versucht, *ins Elementare, ja Prähistorische zurückzutauchen*.»

Zur peinlichen Überraschung unserer Hymnoden in «NZN», «Orientierung», «Werk» usw. hat an einer Zürcher Studientagung für katholische Kirchenkunst Prof. Dr. Leonhard Küppers aus Düsseldorf (ein wirklich erfahrener – nicht angemasteter – Fachmann) den Bau von Ronchamp *als Kirche restlos abgelehnt*. Ich weiss von einem führenden, nichtkatholischen Schweizer Architekten und seiner Frau, die beim Besuch von Ronchamp entsetzt ausriefen: «Das ist nicht kirchlich, sondern dämonisch!» Ich verzichte darauf, hier negative Urteile ausländischer Zeitschriften anzuführen.²

Ronchamp und die zeitgenössische Architektur

Welches ist die wirkliche Stellung von Ronchamp in der zeitgenössischen Architektur? Zur Beantwortung muss man etwas ausholen. Goethe definiert in Palermo das Urelement der Architektur unvergleichlich klar als «das Gefühl des Perpendikels und der Wasserwaage, das uns eigentlich zu Menschen macht und das der Grund aller Eurhythmie ist.» Dieses *Gefühl für Senkrecht und Waagrecht*, das man auch als Gefühl der statischen Sicherheit, als Balancegefühl des Menschen bezeichnen kann, verlangt von jedem Raum Beruhigung, Sicherheit. Eine schiefe Wand, ein krummes Gewölbe bedrücken uns. Über die Mode der schräg nach einer Längsseite ansteigenden Decken in Schulzimmern (gelegentlich sogar in Kirchen und Kapellen) äusserte sich in der oben genannten Architekturnummer der NZZ ein erfahrener Schularzt warnend; solche Räume führen durch ihre Asymmetrie und durch den einseitigen hohen Lichteinfall zu Verkrümmungen der Kinderkörper. . . Dieses Verlangen nach Sicherheit wird primär beruhigt durch Klarheit, Symmetrie, Achsialität, regelmässige Lichtführung usw. In fast allen Architekturperioden führt dieses anthropomorphe Verlangen dazu, dass man die Knochen und Muskeln des Baues sehen will, in der Form von Architektursymbolen (Säulen, Kapitellen, Basen, gotischen Diensten, Konsolen usw.).

Diesem «organischen» Denken, das am Anfang und in der klassischen Periode eines jeden Stiles herrscht, steht polar das rein raummässige Denken der Spätzeiten gegenüber, das auf all diese funktionellen Unterstreichungen und Sichtbarmachungen verzichtet, da sie tatsächlich die freie Raumgestaltung hemmen können. Es ist dies der polare Gegensatz zwischen dem griechischen Tempel und der Hagia Sofia, zwischen denen als teils organischem, teils raummässigem Raum das Pantheon steht. In der neuern Zeit ergibt sich entsprechend die Dreiergruppe: Gotik, Renaissance, Barock. Die moderne Baukunst hat auf jegliches Bausymbol im herkömmlichen Sinne verzichtet. Sie will aber überall – und dessen rühmt sie sich besonders – das Funktionelle, die Struktur, besonders sichtbar machen. In Wirklichkeit hat sie dafür ebenfalls ihre Bausymbole erfunden,

² Über Ronchamp kann man nur reden, wenn man es gesehen hat. Wer die Fahrt dorthin nicht machen kann, findet nun endlich zahlreiche ausgezeichnete Photos im letzten Dezemberheft des «Werk». Es ist dringend zu wünschen, dass die Leser meiner Zeilen diese Abbildungen vor sich haben, um das Gesagte kontrollieren zu können.

im Grunde recht willkürliche und nüchterne. Ich greife eines heraus: Alle Tragelemente, Säulen, Pfeiler usw. werden oben stark eingezogen, so dass die Abschlüsse aussehen wie der vorstehende Zapfen eines Flaschenhalses, was man dann «sinn-gemäss» auch an der Basis wiederholt. Noch weiter geht man, wenn man bei diesen Enden der Tragsäulen (oder der nur scheinbaren Tragsäulen) nur das nackte Eisen zeigt. Beispiele aus der modernen katholischen Kirchenkunst der Schweiz liessen sich leicht anführen und werden später hier analysiert werden.

Ronchamp steht nun im schneidendsten Gegensatz zu all diesen modernen Bauten. Das «Gefühl der statischen Sicherheit» ist noch nie so restlos bei einem seriösen Bau angegriffen worden wie in Ronchamp, nicht einmal bei den modernsten brasilianischen Schalenbauten. Die gerade Linie wird schon im Grundriss peinlichst vermieden. Alle aufsteigenden Wände, mit Ausnahme jener Elemente, die statisch in dieser Form absolut notwendig waren, sind am Äussern und Innern schräg geführt, nach oben zurückweichend, wie bei tibetanischen Klosterbauten. In diesen Mauern tun sich, in den allerverschiedensten Dimensionen und Proportionen, «Perforationen» auf, Schlitze, Schlitzfenster und -fensterchen, wie wir sie von Engadiner Häusern her und vor allem an den Projektionskammern der Kinos kennen, aber auch ganz niedrige breite, die an Geschützschlitze in Bunkern gemahnen. An der konvex gewölbten Chorwand sitzen, willkürlich verstreut, winzige quadratische Löcher. Die Decke sackt nach der Mitte des Raumes hin ab, denn auf ihr sammelt sich oben das Regenwasser. (Dieses wird am Äussern aus einem Speier herab in ein seltsam geformtes Becken gegossen, ohne Kessel, «wobei das Ausgiessen und Aufschlucken des Wassers zu einem prachtvollen dramatischen Vorgang gestaltet ist», wie man in einem hymnischen Artikel des «Werk» zu lesen bekam; in Wirklichkeit geht der Wasserstrahl beim leisesten Windstoss daneben...) Als besondere Feinheit gilt, dass die herabhängende Decke des Innern nicht überall auf den nach oben abgeschrägten Mauern ruht, sondern streckenweise durch ganz dünne Schlitze zwischen ihr und den Wänden Licht hereinsickern lässt. Was am Äussern als eine Dreiergruppe von Türmen angesprochen wird, entpuppt sich im Innern als maskierte Lichtführung für die drei geschweiften Seitenkapellen. Prinzipiell entspricht diese Lichtführung einem im Barock oft benützten Effekt, der durch das sogenannte «Transparente» im Umgang des Chors von Toledo besonders bekannt wurde.

Der unruhige Raum mit dem verzettelten Licht und der Vermeidung von Senkrechten und Waagrechten, mit der völligen Aufhebung des Schwergewichtes, erinnert an den ersten abgebrannten Anthroposophen-Tempel von Dornach, an Raumbilder des Golem-Filmes und an Bauten des katalanischen Architekten Antonio Gaudi. Er ist in gewissem Sinne verwandt mit dem hemmungslos dynamischen Denken Berninis und vor allem Guarinis, und gehört geistig zum Expressionismus nach dem Ersten Weltkrieg, der damals die Verzeichnung des Innenraumes des Basler Münsters auf dem kleinen Neapler Bild von Konrad Witz extrem bewunderte und sich z. B. in Malereien Lionel Feinglers spiegelt.

Man kann Ronchamp durchaus gelten lassen als eine ganz freie Raumschöpfung einer höchst eigenwilligen Persönlichkeit, die hier als reine Ausdruckskunst «Raum an sich» schuf, im Grunde als Selbstzweck. Die Architektur ist die unfreieste aller Künste, durch tausend praktische Anforderungen eingengt. Man kann es daher verstehen, was es für Le Corbusier bedeuten musste, hier restlos frei schaffen zu können, ohne die geringste wesentliche Hemmung, rein seiner Phantasie hingegeben, in einem Masse, das Alfred Roth, den Redaktor des «Werk», von der «an Formanarchismus grenzenden Kapelle von Ronchamp» sprechen lässt. Jegliche *rationale* Logik ist deswegen bei diesem Bau ausgeschlossen. Es gibt da Bauteile, für die man nicht nur keine vernünftige, sondern auch keine irra-

tional-religiöse «Erklärung» finden kann. Da steht zum Beispiel am rechten Ende der «Aussenkirche» eine hufeisenförmig nach aussen geöffnete freistehende Mauer (mit der Rundung nach Kanzel und Altar hin gedreht, ihnen gewissermassen die kalte Schulter zeigend), die in mässiger Höhe abgeschnitten ist und aus der heraus eine Stützsäule das überhängende und an der Unterseite geschweifte Dach abstützt. Sofern man verlangt, dass Bauteile irgendwie noch eine Funktion, eine Daseinsberechtigung haben sollen, ist dies ein völlig sinnloses Spielen mit Formen; es lässt sich höchstens sagen, dass dieser Baukörper in einem bestimmten, dem Zweck allerdings völlig widersprechenden Rhythmus steht.

Ronchamp als Kirche

Denn der Bau will schliesslich einem ganz bestimmten Zweck dienen, will sogar eine katholische Wallfahrtskirche sein und wird just *als solche* gefeiert. Es ist jedoch in Wirklichkeit kaum zu verantworten, hier das angeblich Liturgische herauszuheben. Der nur um eine Stufe erhöhte Hochaltar mit einem niedrigen Kreuz ohne Korpus ist sicher nicht «liturgisch empfunden»; ist die Kirche mit Wallfahrern gefüllt, so sieht man ihn kaum. Die Altarwand ist leicht konvex gebogen. Eine konkave Wand (= eine Apsis) war und ist das klarste, älteste und einleuchtendste architektonische Element, um einen Altar herauszuheben. Aber Le Corbusier macht das Gegenteil: er wölbt die «Altarwand» leicht nach vorne, nach dem Beten hin, was liturgisch absurd wirkt³. – Was bedeuten für den Beter die Löcher und Löchlein, die an der hohen gebauchten Wand hinter dem Altar herausgestochen sind? – Ist die absolute Bilderfeindlichkeit der Wallfahrtskirche «liturgisch»? – Auf den Abbildungen im «Werk» wirkt der Altar der grossen Seitenkapelle vor der sehr hohen, völlig nackten und ganz hell beleuchteten Wand theaternässig sehr stark; aber katholisch oder gar liturgisch im lateinischen Sinne (und noch viel weniger im ostkirchlichen) wirken diese Kapellen bestimmt nicht. Sie sind farbig verschieden gehalten. In der roten Kapelle, die, wie oben gesagt, in barocker Weise hoch einfallendes Licht aus unsichtbarer Öffnung erhält, ist es dem Zelebranten unmöglich, Messe zu lesen, wenn er nicht eine schwarze Brille aufsetzt, denn derart betäubt ihn das intensive Rot. So berichtet mir ein bekannter Zürcher Geistlicher aus eigener Erfahrung. Oder man sehe auf S. 385 des letzten Dezemberheftes des «Werk» die Aussenaufnahme während des Einweihungsgottesdienstes vom 25. Juli 1955! Ich wette, dass, wer die Unterschrift nicht liest, das Ganze für eine Gerichtssitzung oder eine islamitische Zeremonie in Marokko halten wird: der Tischaltar nur um eine Stufe erhöht und wie zufällig dahingestellt; davon abgerückt, viel höher und auf einem mittleren Pfosten montiert, eine mächtige, kastenförmige Kanzel; an der Wand dahinter, noch viel höher, die Tribüne für die Sängerbuben; rechts daneben, in der unregelmässig durchlochten Wand, das verglaste Kästlein (schräg verglast) mit dem Gnadenbild, das man nach Bedarf nach aussen und in-

³ Le Corbusier legt es geradezu darauf an, in Ronchamp in allem und jedem gegen den Stachel zu lücken. Decken in Kulträumen sind meist gewölbt; seine Decke senkt sich nach der Mitte hin. Kirchenfenster sind meist in die Höhe gezogen; Le Corbusier gibt waagrechte Schlitze. Seitdem man auf Samothrake den Schlund der Kabiren durch eine flache Apsis in der Abschlusswand des Tempels herausholte, und seitdem man im Augustusforum im Tempel die Statue des Mars Ultor durch eine Apsis betonte, ist diese Architekturform immer und immer wieder benützt worden, um etwas Wichtiges zu unterstreichen: den Kaiserthron; die Cathedra des Bischofs, den Altar, das Märtyrergrab. Seit bald dreissig Jahren ist in unserem Kirchenbau die Apsis aufs Strengste verpönt. Dafür benützte man überall riesige rechteckige Wände, für die wir keine Maler haben. Le Corbusier geht noch weiter und wölbt die Altarwand den Andächtigen entgegen; die natürliche Raumbewegung nach dem Altar hin wird also nach den Ecken hin abgelenkt. Warum hat keiner der Apologeten von Ronchamp diesen Umstand und all die andern jedem liturgischen Denken zuwiderlaufenden Einzelheiten von Ronchamp bemerkt?

nen drehen kann. (Dieser letztere Einfall wird als besonders genial gepriesen. In Czenstochowa ist er seit Jahrhunderten besser und eleganter verwirklicht.)

Schliesslich und primär ist Ronchamp eine Wallfahrtskapelle. Aber im Innern und am Äussern ist die gotische Marienstatue und ihr Glaskasten eigentlich ein Element, das formal aus dem Rhythmus des Bauwerkes herausfällt und das vom religiösen Standpunkt aus zu wenig zur Geltung kommt. In aller Naivität sagt das einem der Sigrüst der Kirche: «Früher wallfahrtete man zu Notre-Dame-de-Ronchamp, heute zu Le Corbusier». Eine vom Künstler auf eine Scheibe geschriebene Zeile «vous salue Marie» macht den Architekten nicht zum christlichen Künstler und die Kirche nicht zu einem liturgischen Raum. Mit der gleichen subjektiven, gefühlsmässigen Ehrlichkeit würde der Architekt auch «La illa il Allah» oder (wahrscheinlich noch lieber) «Om mani padme hum» schreiben. Als Meditationsraum für moderne Buddhisten oder Anthroposophen kann man sich das Innere recht wohl denken. Wie wenig die eigentlichen Pilgeranliegen den gewiss genialen Künstler beschäftigt haben, demonstrieren mit ihrer Enge und Hartkantigkeit die unbequemen Bänke und die brutale eiserne Kommunionbank.

Und die Folgen?

Ich will sie hier nur andeuten. «Spottet ihrer selbst und weiss nicht wie» musste man von der Hymne sagen, die als Erster ein führender katholischer Kirchenarchitekt unseres Landes auf Ronchamp anstimmte. Denn seine und fast alle andern modernen Kirchenbauten der deutschen Schweiz stehen in schreiendem Gegensatz zu Ronchamp: Dort fast amorphes Gestalten, Höhlenmässiges, restloses Verschleiern der strukturellen Linien, Negieren des Körpergefühls für Senkrecht und Waagrecht; bei uns ein Unterstreichen und Überbetonen der Konstruktion, gemischt mit rein graphischen Effekten, das Spielen mit den verschiedensten Baumaterialien, die man in diversen Zuständen präsentiert.

Die Folgen zeichnen sich jetzt schon ab. Bereits hat der sonst so treffliche protestantische Kirchenarchitekt Otto A. Senn in Basel auf einem seiner neuesten Projekte Le Corbusiers Kinokammerschlitze, Perforationen und Bunkerfenster übernommen und sie sogar gehäuft; bereits hat einer unserer führenden katholischen Architekten in einem Projekte fast überdeutlich sein Bekenntnis zu Ronchamp abgelegt, zu dem er mit fliegenden Fahnen gezogen ist. Bereits bereitet Le Corbusier selber eine riesige Fortsetzung zu Ronchamp vor, mit der unterirdischen Basilika von Sainte-Baume östlich von Marseille. Was dort durchaus angezeigt ist, da das Heiligtum aus einer Höhle besteht, wird sich aber sehr rasch bei uns «oberirdisch» auswirken. Mit einem Gigantensprung wird unsere Kirchenarchitektur von einem Extrem ins andere hüpfen. Natura non facit saltus, wohl aber unsere Kirchenbauer. Schon jetzt hört man im Geiste unsere Hymnoden, die vom Thema ausgehen werden, die Versammlungsräume der ersten Christen, die zum Inbegriff der christlichen Gemeinden geworden seien (was zwar historisch grundfalsch ist, denn die Katakomben waren keine «Versammlungsräume»), seien in Le Corbusiers «Basilique de la Paix et du Pardon» erneuert worden, und dieser Geist des Katakombenchristentums steige nun sinngemäss auch über die Erde hinauf und verwirkliche sich in unsern zu erwartenden neuen Gotteshäusern...

Der angesehene Architekt Werner Stücheli in Zürich sagte, als er vor einem Jahr ein von ihm erbautes modernes Schulhaus der Öffentlichkeit übergab: «Der moderne Architekt hat es nicht leicht; wenn er die architektonische Herbstmode verpasst, hat er Mühe, den Anschluss an die nächste Frühlingsmode zu finden.» Davon und von der wirklichen Lage unserer heutigen Kirchenbaukunst sei hier später in einem eigenen Artikel die Rede. Einen Markstein bedeutet Ronchamp auf jeden Fall, leider keinen äussersten Punkt. Prof. Linus Birchler

Moskau und der Islam

Verbreitung und Stärke des Islam in der Sowjetunion

Es wird sehr oft vergessen, dass in der Sowjet-Union nach der russisch-orthodoxen Kirche (allerdings in weitem Abstand) die mohammedanische Gemeinde die grösste Religionsgemeinschaft ist. Sie bildet eigentlich einen mohammedanischen Grosstaat. Nach Pakistan und Indonesien wohl den drittgrössten. Das zeigt auch die administrative Karte. Die Sowjetunion besteht bekanntlich aus 16 Bundesrepubliken, die formell souverän sind und von denen jede eigene Kriegs- und Aussenminister hat. Von diesen 16 Bundesrepubliken sind sechs von mohammedanischen Völkern bewohnt. Es sind das: Aserbeidschan mit 3,2 Millionen Einwohnern, Kasachstan mit 6,15 Mill., Usbekistan mit 6,3 Mill., Turkmenistan mit 1,3 Mill., Tadschikistan mit 1,5 Mill. und Kirgisien mit ebenfalls 1,5 Millionen Einwohnern. Alles nach der Volkszählung von 1939. Zusammen also rund 20 Millionen. Doch damit nicht genug. Die grösste Bundesrepublik, Russland, ist nochmals eine Föderation. Und innerhalb dieser Föderation bestehen ebenfalls mohammedanische «autonome» Sowjet-Republiken. Es sind das an der Wolga und ihren Nebenflüssen die tatarische und die baschkirische autonome Sowjetrepublik. Allerdings sind bei beiden die Hälfte der Bevölkerung Russen. Im Nordkaukasus gibt es drei mohammedanische autonome Sowjetrepubliken: Daghestan, Kabarda und Nordossetien, ausserdem einige kleinere mohammedanische Völkerschaften, die in «autonome Gebiete» zusammengefasst sind. Auch die Sowjetrepublik Georgien hat zwei «autonome Sowjetrepubliken». Eine davon, Adscharistan, mit der Hauptstadt Batum. Diese Republik ist einheitlich von mohammedanischen Georgiern bewohnt. Es war bis 1878 ein türkisches Paschalik.

Ausser in allen diesen geschlossenen Siedlungsgebieten gibt es überall im europäischen Russland und vor allem in Sibirien (sibirische Tataren) grosse mohammedanische Gemeinden. Nach 1945 wurden drei mohammedanische Völker, welche während des Krieges angeblich ihre Sowjetfeindlichkeit offen gezeigt haben, «liquidiert». Jedoch nicht im buchstäblichen Sinn. Sie wurden aus ihrer Heimat deportiert und (wohl getrennt) in dem riesigen Kasachstan angesiedelt. Das sind die Krim-Tataren, etwa 150 000 Seelen, und die beiden Völker Tschetschenen und Inguschen im Kaukasus. 1939 betrug alle mohammedanischen Völkerschaften ausserhalb der sechs Bundesrepubliken etwa 12 Millionen Menschen. Damals war also die Gesamtheit der mohammedanischen Völker über 30 Millionen. Insbesondere in Zentralasien hat sich aus vielerlei Gründen die Bevölkerung rasch vermehrt. *Man muss heute mit über 40 Millionen Mohammedanern in der Sowjetunion rechnen*, oder solchen, die von mohammedanischen Eltern abstammen.

Geschlossene Siedlungen und ihre Eigenart

Ein Blick auf die Karte zeigt, dass die mohammedanische Bevölkerung an zwei entgegengesetzten Enden des grossen Reiches in geschlossener Masse angesiedelt ist. In *Mittelasien*, das fünf Bundesrepubliken umfasst, deren Territorium weit ins ehemalige Westsibirien reicht (Kasachstan) und auch noch ein Stück europäischen Russlands mitnimmt, und im *Kaukasus*, wo teilweise beide Seiten des Kaukasus-Gebirges von Mohammedanern bewohnt werden, die Nordabhänge des Kaukasus jedoch ganz. Eine Insel für sich sind die Tataren und die Baschkiren an der Wolga und den Flüssen Kama und Bijelaja.

In der Kultur dieser Völker gibt es grosse *Verschiedenheiten*, auch in der Sprache. Die Tataren an der Wolga und ihre Glaubensgenossen in Sibirien, die Usbeken, Kasachen, Kirgisen

und Turkmenen in Zentralasien, ebenso die Aserbeidschaner-Türken und der grösste Teil der nordkaukasischen Völker sprechen zwar verschiedene Sprachen, die jedoch alle der tjürko-tatarischen Sprachgruppe angehören. Die Tadschiken, ebenfalls in Mittelasien, nahe an dem Pamir, und das Volk der Tumanen im Kaukasus sprechen indo-germanische Sprachen, verwandt mit dem Pharsisch (persisch). Einzelne Völkerschaften des Nordkaukasus sprechen Sprachen der jafetidischen Gruppe.

Gemeinsam für alle, Tausende Kilometer voneinander entfernt wohnenden Völker war vor den kommunistischen Reformen das arabische Alphabet und die Kenntnis der arabischen Sprache ihrer geistig führenden Schicht. Ihr Schicksal war verschieden, je nach ihrem Siedlungsgebiet und dem Zeitpunkt ihrer Unterwerfung unter den Zaren. Auch die Rolle des Islams bei den einzelnen Völkern war verschieden. Die ehemaligen Nomaden sind weniger fanatisch als die sesshaften Völker. Die Tataren und Baschkiren, oft in der Vergangenheit Verfolgungen unterworfen, haben sich seit langem der Lebensform der Russen angepasst.

Geschichte unter der Herrschaft des Kommunismus

Die Mohammedaner des **Kaukasus** hatten ihren eigenen Lebensstil behalten. Doch als die neue Sowjetmacht daran ging, diese Lebensformen zu verändern, hielt sich die mohammedanische Geistlichkeit von jedem Kampf fern. Sie leistete der Entschleierung der Frau, dem Verbot der Vielweiberei, des Brautkaufes und des Brautraubes keinen Widerstand. Diese versöhnliche Haltung kommt wohl zum Teil auch davon, weil die Sowjetregierung die «Ketzer», die Schiiten, liquidierte. Die Mohammedaner in Russland sind einheitlich Sunniten. Doch in Baku und Astrachan gab es grosse persische Kolonien, die Schiiten waren. Schon 1922 verbot die Sowjetregierung die blutigen Prozessionen der Selbstgeißelung der Schiiten, die bei den Sunniten so viel Anstoss erregten. Zwischen 1930 und 1938 wurden beinahe alle persischen Staatsangehörigen aus der Sowjetunion ausgewiesen und damit die Schiiten gänzlich liquidiert.

Mittelasien, das Kerngebiet

Vor allem in Mittelasien befindet sich der Kern des sowjetischen Islams. Beinahe 30 Millionen Mohammedaner siedeln hier in einem geschlossenen Raum. Es ist uralter Kulturboden.

Eine grosse und farbige Kultur, eine Synthese grosser Ur-Kulturen und späterer Einflüsse, deren Entwicklung der Islam die Richtung gab. Nach der Eroberung dieses Gebietes in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts liessen hier die Russen die Mohammedaner völlig unbehelligt. Schon das Bild dieser Städte muss allen Mohammedanern der Welt imponieren. Samarkand, die einstige Hauptstadt des Welteroberers Tamerlan, hat so viele wunderbare Gebäude mohammedanischer Kultur, wie keine Stadt der Welt sonst. Das «heilige Buchara», dessen Boden bis etwa 1920 der Fuss eines «Ungläubigen» nicht betreten durfte, machte noch bis vor kurzem den Eindruck einer Märchenstadt aus Tausend und einer Nacht. Dabei durchströmen tatsächlich alle diese Städte wunderbare Wohlgerüche. Denn beinahe zu allen Jahreszeiten blüht hier etwas Duftendes. Das heilige Buchara mit seinen Moscheen, Medressen (theologischen Hochschulen), mit seinen Klöstern, war weit berühmt in der mohammedanischen Welt.

Kämpfe bis 1932

Bis 1932 dauerte hier der Bürgerkrieg. Um die dem neuen Regime feindlichen Strömungen des Pan-Islams und des Pan-Turanismus, die beide, die eine auf religiöser, die andere auf

rassischer Grundlage, die Zusammenfassung aller mohammedanischen Völker Russlands und ihre Lostrennung anstrebten, zu bekämpfen, zerstörte erst einmal die Sowjetregierung die mohammedanische Einheit Mittelasiens. Sie teilte das Gebiet nach ethnographischen Grundsätzen auf und so entstanden neue Sowjetrepubliken. Dem Einheitsgedanken des Islam stellte sie den neugeweckten Nationalismus der einzelnen Nationalitäten entgegen. Gleichzeitig trug sie die Grundsätze der Sowjet-Revolution nach Mittelasien. Sie brach die alte soziale Ordnung, sie revolutionierte vollkommen die alten Lebensformen. Die Entschleierung der Frau, die Liquidierung des Harems führten hier von 1928 bis 1932 zu blutigen Kämpfen. Dabei bediente sich die Sowjetmacht auch der antireligiösen Propaganda. Beinahe alle Klöster, viele Moscheen und Medressen wurden geschlossen. Die Geistlichkeit wich jedoch zum grossen Teil dem Kampfe aus. Sie verschwand einfach vorübergehend von der Bildfläche.

Kompromiss und neue Lebensformen

Erst 1935, als die Sowjetregierung, analog wie in Russland selbst, Anzeichen von Versöhnungsbereitschaft zeigte, tauchte sie langsam wieder auf. Aus dem «Waffenstillstand» wurde später eine *Bundesgenossenschaft*. In Mittelasien haben sich also neue eigenartige Lebensformen entwickelt. Sehr viele der alten Lebensformen aber blieben. Die Frauenhäuser waren verschwunden. Die Frau trat ins Berufsleben, bevölkerte die Schule. Die Schule europäischer Art, das Theater und die Kinos, die moderne Produktionstechnik, zusammen mit alten Lebensformen scheinen etwas Neues darzustellen, denn diese ganze Europäisierung wurde auf einheimische Art und Weise assimiliert.

Warum Bundesgenossen?

Doch sehr bald sah man in Moskau auch Gefahren. Diese Gefahr drohte nun von dem neuen *Nationalismus*. Hier kam die Versöhnung mit dem Islam als Gegenmittel sehr zustatten. Der nationalen Verschiedenheit wurde als eindämmendes Gegengewicht die religiöse Einheit wieder gegenübergestellt. In Moskau erkannte man auch, dass ohne Islam eine sinngemässe Entwicklung der einheimischen Kulturen unmöglich ist. Diese asiatischen Völker kann man zweisprachig machen, indem sie ausser ihrer Muttersprache auch russisch lernen, Russen aber können sie natürlich nie werden.

Aber im Hinblick auf die asiatische Politik des Kremls wurden diese Völker immer wichtiger. Mag der Lebensstandard der Russen im Vergleich zu Europa und Amerika auch sehr niedrig sein, der heutige *Lebensstandard der sowjetischen mittelasiatischen Völker ist immer noch unvergleichlich höher als in den umliegenden Staaten*. Für die armseligen Massen in Persien, Afghanistan, selbst in Pakistan scheint der Lebensstandard der Massen im russischen Zentralasien ein Paradies. Dies wirkt sich bis nach Indien und Burma aus. Es mag alles noch so unvollkommen sein, trotzdem: der Sanitätsdienst, besetzt mit einheimischen Kräften, die Akademien der Wissenschaften, das Theater, die Hoch- und Fachschulen, die grossen Bibliotheken, das alles erregt Staunen im übrigen Asien und führte zu dem bekannten politischen Effekt. Das ist der Grund, weshalb heute der Kreml den Kompromisszustand mit dem Islam in Mittelasien unter allen Umständen gewahrt wissen will. Diese Länder sind für ihn ein Prunkstück der Propaganda.

Heutige Organisation des Islam in der Sowjetunion

Anscheinend schon während des zweiten Weltkrieges, doch vor allem nach dem Krieg, erfolgte in der ganzen Sowjetunion eine weitgehende Versöhnung zwischen Sowjetstaat und Islam. Die Verwaltung der mohammedanischen Glaubensgemein-

schaften wurde weitgehend zentralisiert. Eigentlich das erste Mal in der Geschichte des Islams gibt es so geordnete, modern verwaltete Organisationen. Es sind vier voneinander unabhängige Zentren, welche die verschiedenen Gebiete der Sowjetunion unter sich aufgeteilt haben. Die höchsten Würdenträger des Islam erhalten dabei die verschiedenen mohammedanischen Titel wie «Mullah», «Imam» und «Mufti». Merkwürdigerweise tragen drei der vier Vorsitzenden der vier Verwaltungen unter anderem auch den Titel Scheich-ul-Islam. Das ist nicht nur ein geistlicher, sondern auch ein weltlicher Titel. Es ist der Titel des höchsten Richters in einem mohammedanischen Staat, in welchem das Recht des Korans allein herrscht. Es ist bezeichnend, dass die siegreiche Entente 1919 in ihrem ersten Friedensvertrag mit der Türkei die Aufhebung dieser Würde und das Verbot der Führung dieses Titels aussprach. Das Sowjetgesetz verbietet die richterlichen Funktionen von Geistlichen aller Konfessionen. Und trotzdem respektiert es hier die Tradition des Islams. Die vier Zentren des Islams in der Sowjetunion heissen offiziell:

1. Geistliche Verwaltung der Mohammedaner des europäischen Teiles der Sowjetunion und Sibiriens;
2. Geistliche Verwaltung der Mohammedaner Daghestans und des Nordkaukasus;
3. Geistliche Verwaltung der Mohammedaner Transkaukasiens;
4. Geistliche Verwaltung der Mohammedaner Mittelasiens und Kasachstans.

1.

Von den vier geistlichen Verwaltungen bestand in der Vergangenheit nur diejenige für das *europäische Russland und Sibirien*. Sie befand und befindet sich in Ufa, der Hauptstadt der baschkirischen autonomen Republik. Der «Mufti von Ufa» genoss seit altersher hohes Ansehen bei den Tataren und Baschkiren. Der gegenwärtig amtierende Mufti heisst mit allen seinen Titeln: «Mufti al Chafis, Kaljamulla Schakir ibn Scheich-Islam Chijaletdinow». Das letzte Wort ist sein Name, alles andere seine geistlichen Titel. Organisiert ist die Verwaltung etwas eigenartig, da die Tataren und Baschkiren als Minderheit unter Andersgläubigen leben. Der Mufti ernennt «Kasy Muchtassib», Vorsteher einer grossen Moschee, die gleichzeitig über mehrere administrative Gebiete Vollmachten haben. So ist der Vorsteher (Dekan) der Kasaner Moschee gleichzeitig der Kasy Muchtassib für die tatarische Republik.

2.

Komplizierter ist die Organisation der Mohammedaner des *Nord-Kaukasus*. Ihr Oberhaupt hat die bescheidensten Titel. Mufti Mahamet Hadschi Kurbanow. Er ist also Mekka-Pilger. Dort war er erst in den letzten Jahren. Ihm unterstehen anscheinend die einzelnen Gemeinden direkt. Sein Amtssitz ist in Machatsch-Kale (ehemals Port Petrows), der Hauptstadt der Sowjetrepublik Daghestan.

3.

Das Oberhaupt der Mohammedaner *Transkaukasiens* nennt sich Scheich-ul-Islam Ali Sade Achmed Age Dshawad ogly. Wie man sieht, trägt er nur den Titel eines Obersten Richters. Das ist Tradition. Denn bis 1828 war Aserbeidschan ein eigener Staat, wenn auch unter der Oberhoheit des Schahs in Teheran mit eigener Dynastie. Aserbeidschaner Tjürke ist auch der Scheich-ul-Islam. Er residiert in Baku. Seine Organisation ist sehr kompliziert. Auf der andern Seite der Kaukasischen Landenge, am Schwarzen Meer, hat er einen Bevollmächtigten in Batum, der Hauptstadt der «vertragsmässigen Sowjetrepublik Adscharistan», eines autonomen Teiles Georgiens. Zwischen Baku und Batum, zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meer, lebt der dritte Teil der unter der Jurisdiktion des Scheich-ul-Islam in Baku stehenden Mohammedaner, das ist

die mohammedanische Diaspora im meist christlichen Georgien. Besonders die mohammedanische Gemeinde von Tiflis ist zahlreich. Der Scheich-ul-Islam von Baku geniesst im Kaukasus hohes Ansehen. Alle diese drei mohammedanischen Verwaltungen, in Ufa, in Machatch-Kale und Baku, haben jede ihre theologischen Lehranstalten und drucken periodisch ihre Verordnungsblätter, doch über das Religiöse hinaus besitzen sie keinen Einfluss.

Mittelasien, das geheimnisvolle Prunkstück der Propaganda

Ganz anders steht es mit Mittelasien. Wie schon erwähnt, handelt es sich hier um eine kompakte Bevölkerung von über 30 Millionen, unterteilt in fünf Bundesrepubliken, angesiedelt auf einem riesigen Territorium, voll von alten Denkmälern islamitischer Kultur. Dem oberflächlichen europäischen Reisenden scheint es, dass hier, wie in der ganzen Sowjetunion, weite Massen ihrer ursprünglichen Religion entfremdet sind. Doch dieser Schein trügt. Es gibt dort natürlich bereits sehr viele Menschen, die äusserlich abseits von der Religion stehen. Doch der mohammedanische Geistliche ist auch für sie eine verehrungswürdige Gestalt. Die Gebote des Propheten werden nicht mehr überall befolgt. Vor allem, es wird jetzt auch in Mittelasien Wein getrunken. Doch man wird kaum einen Moslem finden, der Schweinefleisch isst, auch wenn er zur Intelligenz gehört und sich noch so aufgeklärt gibt.

In Zentral-Asien dürfen seit der russischen Eroberung Ausländer nicht mehr wohnen. Reisen von Ausländern dorthin werden nur sehr selten gestattet. Auch für den durchschnittlichen Russen, der in Turkestan wohnt, ist die Welt des Islams unzugänglich. Daher ist vieles von einem Geheimnis umgeben. Sitz der «Verwaltung der Mohammedaner Mittelasiens und Kasachstans» ist die Hauptstadt der Republik Usbekistan, Taschkent. Doch schon den Namen des Oberhauptes konnten wir nicht erfahren. Man weiss, dass er ein greiser, in der ganzen mohammedanischen Welt hochverehrter und als sehr gelehrt geltender Mann ist. Er scheint nicht in Taschkent, sondern in der heiligen Stadt Buchara zu residieren. Von dort kommt er nie heraus. Während die übrigen drei Oberhäupter der Mohammedaner bei festlichen Gelegenheiten des Staates sichtbar sind, während sie dann und wann auch nach Moskau kommen und dort an Kongressen teilnehmen, lebt das Oberhaupt der mittelasiatischen Mohammedaner in klösterlicher Abgeschlossenheit, sich beinahe niemandem zeigend.

Der Islam in Mittelasien ist sehr gut organisiert. Die Geschäfte in der Republik Usbekistan besorgt anscheinend der stellvertretende Vorsitzende selbst. Für die übrigen vier Bundesrepubliken fungiert je ein «Bevollmächtigter», der Mitglied der zentralen Verwaltung ist. Er gehört der entsprechenden Nation an und hat in der Hauptstadt dieser Republik seinen Amtssitz. Die Bevollmächtigten für die Republiken Kasachstan und Kirgisien tragen beide den geistlichen Titel «Imam». Ein kriegerischer Titel, welcher ihre Autorität bei den ehemaligen Nomaden erhöht. Der Bevollmächtigte in Turkmenistan hat gar keinen geistlichen Titel. Auch das entspricht der Tradition der Turkmenen, die bis zur Sowjetzeit nie eine staatliche Organisation kannten und nie eine geistliche Führung, wie die anderen Mohammedaner, anerkannt haben. Sie kennen überhaupt keine Titel. Der Bevollmächtigte für Tadschikistan trägt den landesüblichen Titel «Kasy».

Die Sekte des Aga-Khan

Mit Tadschikistan hat es übrigens eine besondere Bewandnis. Das Land im Gebirge, welches sich zum Pamir hinstreckt, war bis 1921 eine Provinz des Emirates Buchara. Die Tadschiken sprechen eine indo-germanische, dem persischen verwandte Sprache. Im Gebirge trifft man auch hier, im Herzen Asiens, oft auf blonde, blauäugige Typen. Religiös gehörten sie jedoch bis vor kurzem der mohammedanischen Sekte der Ismaeliten an.

Sie waren also ergebene Anhänger des auch in Europa und Amerika bekannten *Aga-Khan*. Jahrhundertlang unterhielten sie enge Beziehungen zu Indien. Emsig sammelten sie die Abgabe für Aga-Khan. Alle paar Jahre gab es ein grosses Fest. Die Gemeinden beluden kleine Esel mit Säcken voll purem Gold. Meist Goldmünzen. Unter farbiger Festlichkeit setzte sich eine lange Eselskarawane in Marsch über den Pamir, nach Indien. Nun, die Sowjets haben damit gründlich aufgeräumt. Seit 1924 verboten sie diese Geldkarawanen, dann das Sammeln der Abgaben für Aga-Khan überhaupt. Endlich unterbanden sie jeden geistlichen Verkehr zwischen Tadschikistan und Indien. Als letzte Etappe wurde auch Tadschikistan der geistlichen Verwaltung in Taschkent unterstellt. Die abgesonderte Sekte der Ismaeliten hörte in Mittelasien auf zu bestehen.

Vorrechte Mittelasiens

Der Islam verfügt in Mittelasien über *reiche Hilfsmittel*. Hier gibt es auch noch Derwische, das heisst Kloostergemeinschaften. Die russisch-orthodoxe Kirche hatte früher sehr viele Wallfahrtsorte. Diese Reliquien-Verehrung ist vollkommen liquidiert. Organisierte Wallfahrten gibt es jetzt nicht mehr in Russland. Den Mohammedanern in Mittelasien sind sie aber gestattet. Die grossen mohammedanischen Heiligtümer sind «Schah-i-Sinda» in Samarkand, «Palwan-Ata» in Chiwa und «Kaffal-Schaschir» in Taschkent. Es handelt sich um Gräber von Heiligen, die von allen Mohammedanern in der Welt verehrt werden. Sie sind wieder Wallfahrtsorte geworden.

In Buchara, schon früher eine Stätte einheimischer und arabischer Gelehrsamkeit, besteht jetzt die *grosse theologische Hochschule* des Islams für ganz Mittelasien. Die früheren berühmten Medresse sind gewissermassen in einer Hochschule zusammengefasst und modernisiert worden. Auf diese Hochschule ist der jahrhundertealte Ruhm der heiligen Buchara übergegangen. Politisch ist das sehr bedeutungsvoll. Denn die mohammedanische Glaubensgemeinschaft im sowjetischen Mittelasien ist derart imponierend ausgebaut, dass keiner nicht nur der umliegenden mohammedanischen Staaten, sondern kaum ein mohammedanischer Staat, ausser vielleicht Ägypten und Pakistan, etwas gleich imponierendes vorzuweisen hat. Zusammen mit den Fortschritten auf technischem und wirtschaftlichem Gebiet setzt nun der Kreml das alles planmässig in seiner Politik in Mittelasien und in Arabien ein.

Die usbekische Akademie der Wissenschaften

Es ist übrigens bemerkenswert, dass in Mittelasien die mohammedanische Geistlichkeit auch über das Religiöse hinaus Einfluss auf das geistige Leben nimmt. Ein Beispiel dafür ist die usbekische Akademie der Wissenschaften.

Bekanntlich besteht in Moskau die Akademie der Wissenschaften der Sowjet-Union. Sie ist die Nachfolgerin der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, welche 1725 von der Gemahlin Peter des Grossen, Kaiserin Ekaterina I., begründet wurde. Diese in der ganzen Welt hochangesehene Akademie wurde gewaltig erweitert. Sie leitet heute die zentrale wissenschaftliche Forschung auf allen Gebieten. Auch besitzt sie «Filiale» in allen Teilen der Sowjet-Union. Es ist natürlich, dass sie auch in Mittelasien mehrere Filialen unterhält. Diese Filialen haben sich aber auch damit beschäftigt, wissenschaftliche Kräfte aus der einheimischen Bevölkerung heranzubilden. Heute bestehen, wenn auch noch nicht in allen, so doch in den meisten der 16 Bundesrepubliken, eigene Akademien der Wissenschaften dieser Republiken. Wenn diese Akademien auch Abteilungen für die Naturwissenschaften haben, so sind sie doch spezialisiert für ihre Gebiete. Besonders wichtig sind dabei natürlich die humanistischen Kather. Die Abteilungen für die Erforschung und Weiterentwicklung der Sprachen, die historischen, archäologischen, literaturgeschichtlichen, kultur- und kunstgeschichtlichen Abteilungen dieser Akademien liefern die Grundlagen des gesamten geistigen Lebens dieser Völker. Von den zwei Akademien Zentralasiens ist die usbekische die bedeutendste. Auch heute noch dürfen nirgends in der Sowjetunion Geistliche, ganz gleich welcher Konfession, zu Arbeiten in wissenschaftlichen Instituten des Staates herangezogen werden. Nur für die Mohammedaner und nur für Zentralasien gilt das nicht.

Besonders die usbekische Akademie der Wissenschaften beschäftigt viele solcher Geistlicher. Das hat sogar zu Zeitungsangriffen geführt. Nicht die Tatsache, dass viele Geistliche, teilweise sogar in sehr leitender Stellung, an dieser Akademie arbeiten. Es war jedem klar, dass es ohne deren Kenntnisse im

Arabischen, den anderen Sprachen Mittelasiens, ja sogar ohne mohammedanische Theologie gar nicht geht. Es wurde jedoch behauptet, dass diese Geistlichen Millionen von Staatsgeldern dafür ausgegeben hätten, um alte Schriften von rein religiöser Bedeutung anzukaufen und dass sie sehr viel Zeit darauf verwenden, um diese Schriften zu bearbeiten. Ein Teil der wissenschaftlichen Arbeit, und zwar der kostspieligste, wurde für die theologische *Hochschule in Buchara* auf diese Weise von der staatlichen Akademie geleistet. Doch nicht die Zeitungen, sondern die Geistlichen behielten recht. Und zwar aus sehr verständlichen Gründen. Denn diese Geistlichen wurden ja dazu animiert, mit ihren Kollegen im Ausland in Kontakt zu treten. Was diese Korrespondenz mit der Universität in Kairo oder mit den theologischen Zentren Bagdads politisch und propagandistisch bedeutet, wenn man dort aus direkter Quelle von Amtskollegen erfährt, welche Arbeit in der Sowjetunion der Auffindung und Verwertung alter mohammedanischer religiöser Schriften geleistet wird, versteht sich von selbst.

Kontakte zum Ausland

Auch alle vier mohammedanischen Verwaltungen in der Sowjetunion, besonders die in Mittelasien, wurden animiert, Kontakt mit ihren bedeutendsten Glaubensgenossen im Ausland aufzunehmen. Wiederholt wurde unter anderem der in Ägypten im Exil lebende bekannte Mufti von Jerusalem, durch dessen Hände viele politische Fäden laufen, von mohammedanischen Geistlichen aus der Sowjetunion besucht. Die Hochschule in Buchara lädt jetzt ausländische Studenten aus allen mohammedanischen Ländern zum Studium ein. Es sind sogar Geldmittel bereitgestellt worden, damit auch unbemittelte Ausländer sich hier zu mohammedanischen Geistlichen ausbilden lassen können.

Politisch wichtig wird jedoch jetzt die Mekka-Pilgerfahrt. Vor 1914 gab es einen sehr regen Pilgerverkehr aus Russland nach Mekka. Die russischen Schifffahrtslinien im Schwarzen Meer hatten zahlreiche, eigens eingerichtete Dampfer für diese

Wallfahrten. Ausgangspunkt war der Hafen von Odessa oder auch von Noworossijsk. Die Sowjetregierung unterband diesen Verkehr vollkommen. Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden diese Pilgerfahrten wieder gestattet. Doch es sind keine Massenwallfahrten mehr wie einst. Die vier geistlichen mohammedanischen Verwaltungen erhalten jedes Jahr eine bestimmte Zahl von Pässen. Sie können die Pilger selbst bestimmen. Es sind durchwegs hohe Geistliche oder Professoren der mohammedanischen Hochschulen. Natürlich erhält Mittelasien den Löwenanteil dieses Kontingentes.

Die Pilger werden von der Sowjetregierung sehr reichlich mit Geld ausgestattet. Dieser Verkehr zwischen Mittelasien, Ägypten und Arabien entzieht sich vollkommen jeder Kenntnisnahme durch unberufene Augen. In Mittelasien gibt es weder ausländische Korrespondenten, noch Konsuln, überhaupt keine weissen Ausländer. Kein Mensch erfährt etwas davon, wenn mohammedanische Geistliche in Samarkand, Taschkent oder gar in Buchara das Flugzeug besteigen. Selbst wenn sie in Kairo Zwischenhalt machen, fallen ihre orientalischen Gestalten nicht weiter auf. Und in Arabien sind sie schon gar jedem europäischen und amerikanischen Auge entzogen. Niemand erfährt etwas davon, zu wem sie gehen, welche Gespräche sie führen. Welche politische Bedeutung aber diese Kontakte prominenter Mohammedaner der Sowjetunion mit ihren Kollegen in Ägypten und Arabien haben, dürfte verständlich sein.

Das ist nur der Anfang. Erst jetzt entwickelt sich der Einsatz des Islams in die sowjetische Aussenpolitik. Bisher schon hatte die Sowjetunion geistliche Hilfstruppen im Mittleren Orient. Sie wirkte durch die russisch-orthodoxe Kirche. Das Moskauer Patriarchat hat eine eigene Vertretung in Jerusalem und einen bevollmächtigten Vertreter beim Patriarchen in Antiochia. Auf diesem Weg sucht Moskau auf alle orthodoxen Christen im Mittleren Orient Einfluss auszuüben. Darüber hinaus hat die russische Kirche Kontakte mit den koptischen und abessinischen Kirchen herzustellen versucht.

Nikolaus Basseches

Jeanne d'Arc

In Frankreich feiert man die 500jährige Rehabilitierung der heiligen Johanna. Nachdem in Domrémy, ihrem Geburtsort, in Anwesenheit des Nuntius, vieler Erzbischöfe und Bischöfe vor Tausenden von Gläubigen eine würdige Feier stattfand, wurde Ende Juni in Rouen, wo sie verbrannt wurde, die grosse Schlussfeier in Anwesenheit des Präsidenten der Republik, René Coty, durchgeführt. Denn Jeanne d'Arc ist die Nationalheilige Frankreichs. Wer die jährlichen Feiern in Paris, in Orléans und anderen Provinzstädten beobachten konnte, wer sah, wie Minister, hohe Militärs, die verschiedensten Organisationen, vor allem der Jugend, sich vor ihrer Statue verneigten, kann daran nicht zweifeln.

I.

An dieser Stelle gehen wir aber nicht auf ihre Geschichte ein. Sie ist bekannt. Für unsere Tage scheint uns indes etwas anderes von wesentlicher Bedeutung: Die heilige Johanna ist im Grunde genommen die Personifizierung des französischen Dramas schlechthin: desjenigen des Glaubens und der Vernunft. Allein das mystische Element konnte darauf Antwort geben. Als die Flammen des Scheiterhaufens ihrem jungen Leib entgegenzüngelten, rief sie noch einmal: «Oui, mes voix étaient de Dieu; mes voix ne m'ont pas trompées!» Dadurch wurde das Urteil der hohen Würdenträger durch eine höhere Stimme kassiert.

Der Franzose ist keine mystische Natur. Er hat im Gegenteil

etwas wie Angst vor jeder Mystik. Sein Geist ist der der clarté latine. Die Antike hat darin einen breiten Platz. Selbst bei den grossen Gestalten der kirchlichen Würdenträger. Allzu sehr wird vergessen, dass es unsere Kirche war, an vorderster Stelle der heilige Thomas von Aquin, die die Gedankengänge der griechischen Philosophen und Humanisten der Welt nahebrachten und sie in die christlichen einbauten. Ein sinnbildlicher Ausdruck dafür ist ein Altar, neben dem der heilige Thomas von Aquin auf der einen und Aristoteles auf der anderen Seite stehen: der Vorläufer und der Vollender gehören zusammen. Der Franzose ist im Grunde genommen auch nicht fromm in dem Sinn, wie wir die Frömmigkeit auch heute noch in manchen Völkern – vor allem im Osten Europas – beobachten können. Gläubig, ist er der Kirche und Gott wohl treu ergeben, aber fast immer mit jenem Unterton der menschlichen Vernunft, die wissen will – warum? Er hört daher sehr viel weniger auf die wenigen, aber grossen Mystiker, versucht dagegen immer wieder, seinen Glauben dem geistigen Fortschritt anzupassen. «Man sichert sich nicht die Erbschaft aller Schätze der vergangenen Jahrhunderte, indem man den Fortschritt seines Jahrhunderts verleugnet.» Dieses Wort von P. Henri de Lubac SJ, wie sein anderes: «Wenn der Geist anfängt zu fehlen, ist das Dogma nur noch ein Mythos und die Kirche eine Partei», lagen von Anfang an in der französischen Kirche und ihren Gläubigen. Man wird dabei nicht vergessen dürfen, dass der Franzose seiner Natur

nach Kritiker ist. Sein kritischer – oft allzu kritischer – Geist gibt sich nicht mit einem einfachen Befehl, einem einfachen Gebot zufrieden. Er will sie, ihren Sinn und Zweck, verstehen. Der Verstand, dem er ebenfalls misstraut, spielt dabei eine viel geringere Rolle als die Erfahrung; anders ausgedrückt, als die Harmonie zwischen Glaube und Vernunft. Die Vernunft muss seinen Glauben immer wieder bestätigen, oder der Glaube muss «vernünftig» interpretiert werden können. Unzweifelhafte Wunder beleben ihn zweifellos, aber auch hier sucht er nach «Beweisen». Weshalb niemand vorsichtiger ist als die französische Kirche, wirkliche Wunder als solche zu bestätigen. Lourdes und die seinigen sind dafür Beweis. Keines wird von der Kirche anerkannt, wenn nicht zuvor und absolut eindeutig, von allen gläubigen und nichtgläubigen medizinischen Autoritäten, bestätigt wurde, dass die festgestellten Heilungen keine natürliche Basis haben können.

2.

Dieser ständige Versuch, Glaube und Vernunft zu einer Synthese zu führen, hat auf der Seite der ungläubigen Franzosen zu einer merkwürdigen Entwicklung geführt. Das Wort: «Die Religion ist Opium für das Volk» wäre in Frankreich nicht möglich gewesen, obwohl dort die grösste Zahl der bedeutendsten Intellektuellen der Welt ihre Philosophien und Theorien gegen die Kirche richteten. Eine ausgesprochene Feindschaft gegen die Religion gab es nur in kurzen Augenblicken, in denen die menschlichen Leidenschaften überschäumten. Selbst Voltaire, der grösste Gegner der Kirche (on doit écraser l'infâme!), war gegen diese, weil sie das öffentliche Leben seiner Zeit dominierte. Die Religion als solche hielt aber auch er für notwendig, solange das Volk ungebildet sei. Die meisten Philosophen der sogenannten Aufklärungszeit hatten dieselbe Auffassung. Sie forderten lediglich die Toleranz, d. h. eine bestimmte, versöhnende Haltung der religiösen Wahrheit gegenüber dem Irrtum. «Wenn ich mich geirrt habe, so wird Gott nicht ein so schlechter Kerl sein, mir dies vergelten zu lassen», meinte Diderot. Auch ein Jean Jacques Rousseau wollte nicht nur «zurück zur Natur», d. h. zu einem einfacheren, «natürlicheren» Leben, sondern auch zu einem «Zurück zum Urchristentum», also auch hier zur «Einfachheit». Er drückte damit einen Charakterzug des Franzosen aus, der leider allzuoft durch schwülstige Sonntagsredner dem fremden Blick entzogen wird: die Einfachheit. Das französische Volk ist ein einfaches. Es liebt den Prunk und die grandiose, künstlerische Entfaltung dort, wo es gilt, die Grösse und Macht der Nation zu zeigen; kehrt dann aber in seine einfachen Wohnungen und zu seiner einfachen Arbeit zurück, ohne im geringsten irgendwelchen Luxus zu vermissen. Seine eigenen Feste sind von einer wahrhaften, volkstümlichen Einfachheit, die Besucher aus fremden Ländern immer wieder 50 Jahre ihres Lebens zurückversetzen. Und ganz besonders sind sie erstaunt, wenn sie dabei einen regierenden Minister hemdsärmelig dabeisitzen sehen. Aber auch dem «curé» steht der Gläubige ausserhalb der Kirche als «copain» gegenüber, der ihm hilft, bei dem man Rat holen kann, mit dem man diskutiert. Selbst für den Ungläubigen wird er es wieder; oft konnten wir dies, vor allem auf dem Land, beobachten. Kurz: bei noch so scharfem Spannungsverhältnis zwischen Glaube und Vernunft, das für beide irgendwie befruchtend wirkt, ist selten eine wirkliche Feindschaft festzustellen.

3.

Woher kommt es nun aber, dass der Besuch der Kirchen und die Beobachtung der Gebote des Kultes oft den Eindruck der «Entchristianisierung» Frankreichs geben? Hier muss gesagt werden, dass dies nicht nur eine Erscheinung der neueren Zeit ist, sondern sehr viel länger zurückdatiert, ja längst vor der grossen Revolution zu beobachten war. Viele Dokumente des Klerus beweisen das. So, wenn der Bischof von Mans 1789

schreibt: «Die Übertretungen sind fast allgemein geworden; unnütz, dass man bei uns das Fasten suchen wollte, man würde es nicht finden», um nur eines zu nennen. Solche Feststellungen sind für unsere Tage besonders wichtig, weil sie dieselbe Ursache hatten, die schon der heilige Bernhard von Clairvaux immer wieder auf das heftigste bekämpfte: die soziale. Auf der einen Seite grösster Reichtum und Prachtentfaltung – auch beim hohen, meistens aus dem Adel stammenden Klerus –, auf der andern Seite grösste Armut und Elend – auch beim niederen, aus dem Volke stammenden Klerus. Gewiss: auch in anderen Ländern konnte man ähnliche Feststellungen machen. Aber dort gehorchte das Volk, trotz der flagranten Widersprüche zwischen Wort und Tat; in Frankreich jedoch nicht. Hier sagte man einfach nein; die Vernunft konnte sich mit einem in Widerspruch mit den Geboten stehenden Glauben nicht abfinden. Sie revoltierte nicht; man blieb der Kirche lediglich fern, was nicht unbedingt bedeutete, dass man seinem Glauben untreu wurde. Man vergisst in unseren Tagen immer wieder eines: Weder die Freiheit der Persönlichkeit noch die Freiheit schlechthin, weder die soziale Gerechtigkeit noch die Menschenrechte, von der Liebe und Brüderlichkeit dem Nächsten gegenüber nicht zu sprechen, waren vor Christus überhaupt bekannt, geschweige befolgt. Er, seine Kirche und deren Heilige machten sie erst zu lebendigen Begriffen, die sich nach und nach in die Lebenswirklichkeit einwurzelten. Sowie aber die daraus entstehenden Verpflichtungen vernachlässigt wurden, oder man ihnen gar entgegenhandelte, stellte sich die Vernunft allein schützend vor sie hin und versuchte sie nach ihrer Art und abseits vom christlichen Glauben weiterzuentwickeln. Im tiefsten Grunde sind die Menschenrechte der französischen Revolution nichts anderes als denaturiertes Christentum. Und letzten Endes sind alle modernen «ismen» in ihrem Kern und trotz aller Verzerrung aus dem christlichen Gedankengut entstanden.

4.

Die heilige Johanna kannte diesen Konflikt zwischen dem Glauben und der Vernunft nicht. Beide waren einfach, wie dieses Volkskind selbst. Sie standen in voller Harmonie zueinander. Ihr gehorchte man. Selbst die rauhesten Gesellen, die während ihres Lebens nur Krieg, Raub, Brennen kannten. Sie bekam Macht über sie, wie über den Feind, den sie besiegte. Und um ihn zu besiegen, genügte ihr einfacher, gesunder Menschenverstand und die höhere Macht ihrer Reinheit, der ihre Soldaten sich ohne Murren unterwarfen. Denn nochmals muss es gesagt werden: sie war, von jeder überirdischen Kraft einmal völlig abgesehen, durchaus ein vernunftbegabtes Menschenkind. Als sie vor einem ganzen Rat von hohen Geistlichen, Ratgebern des Königs und Medizinern stand, die sie mit Fragen überschütteten, um hinter das Rätsel ihrer selbstbewussten Sendung zu kommen, gab sie einfache, aber sehr vernünftige Antworten. Nur zweimal zweifelte sie selbst an ihrer Sendung: am Anfang, als sie die ersten mystischen Stimmen hörte, weshalb sie fünf Jahre wartete, bis sie ihnen dann mit voller Sicherheit folgte, und dann am Ende ihrer Tragödie vor dem Gericht in Rouen. Vor diesen hohen Persönlichkeiten, die doch ein viel umfassenderes Wissen als das ihre hatten und doch gläubig waren – konnte sie da, die kleine «bergette», recht haben? Als sie aber ihr irdisches Ende herannahen sah, da wusste sie es, und da musste sie es laut hinausrufen, als Warnung gegenüber einer menschlichen Vernunft, die hier auch die Oberhand über den Glauben erhalten hatte.

Sie wurde nicht von ungefähr die Nationalheilige von Frankreich. In ihr erkennt sich das Volk in seinem tiefsten Wesen. In ihrer Einfachheit, in ihrer Natürlichkeit und Fröhlichkeit – wie konnte sie lachen! –, in ihrem posenlosen, christlichen Glauben, der mit der Vernunft in vollem Einklang stand, in ihrer Tapferkeit den «Grossen» dieser Erde gegenüber und nicht zuletzt in ihrem Willen, das «royaume de France» aus seinem bemitleidenswerten Zustand zu retten. Sie zündete die

Fackel des Patriotismus an, nicht etwa, um einen «Besitz» zu wahren oder einem «Herrn» zu dienen, sondern für eine höhere Welt, für die der jeweilige Verwalter Frankreichs nur Lehns-herr war.

Da der moderne Mensch das Organ für die Mystik verloren hat, klingt ihm das alles zu «mystisch». Und doch liegt dies alles viel mehr auf dem Grund der «grande nation» als das, was Napoleon aus diesem Begriff machte. Ist dies vielleicht der Grund, warum für Napoleon nirgends in Frankreich ein Denkmal erstellt wurde ausser demjenigen hoch oben auf der Vendôme-Säule, das niemand beachtet, während für Jeanne d'Arc deren viele errichtet wurden? Oder glaubt man, dass es von ungefähr war, wenn die gläubigen und ungläubigen Widerstandskämpfer im letzten Krieg wieder unter dem

lothringischen Kreuz kämpften? Man mag heute über die «grande nation» lächeln oder ironisieren angesichts ihrer ewigen Kriege, ihres Elends, ihrer inneren Zwistigkeiten, und doch liegt dies alles nur auf der Oberfläche. Unter ihr aber wird von Seiten eines erleuchteten Episkopats, des Klerus und der Laien, ebenso wie von Seiten der Schriftsteller, Künstler, Wissenschaftler und nicht zuletzt vom Volk selbst an einer ganz neuen Harmonisierung, an einer neuen Synthese zwischen Glaube und Vernunft, in einem fast noch nie gesehenen Masse gearbeitet. Und das Symbol dieser nationalen Erneuerung ist, wie bei der Pfingstwallfahrt von 15 000 Pariser Studenten nach Chartres und bei derjenigen von 6000 Studenten von Lyon, immer wieder Jeanne d'Arc, das einfache, heilige Volkskind.
H. Schwann

Ex urbe et orbe:

Vor einem neuen Konkordat Österreichs mit dem Heiligen Stuhl?

Nach einer mehr als halbjährigen Sedisvakanz gelangte der Wiener erzbischöfliche Stuhl noch knapp vor den Nationalratswahlen zur Besetzung. Damit bekundete der Heilige Stuhl, dass er die Hand zur Beilegung der bereits seit einiger Zeit bestehenden Spannung in den Beziehungen zu Österreich bieten wolle. In Wien wurde diese Geste mit grosser Genugtuung aufgenommen, und Bundeskanzler Ing. Raab versäumte nicht, in seiner am 4. Juli vor dem Nationalrat abgegebenen Regierungserklärung die «freundschaftliche Gesinnung des Heiligen Stuhls» zu unterstreichen. Indes wäre es verfehlt, bereits von einer wirklichen Entspannung in den Beziehungen des Heiligen Stuhls zu Österreich oder gar von einer Normalisierung dieser Beziehungen zu sprechen. Schon allein die Tatsache, dass Papst Pius XII., wie man von eingeweihten Persönlichkeiten vernimmt, nicht die Absicht hat, den neuen Wiener Erzbischof in absehbarer Zeit zum Kardinal zu kreieren, macht dies deutlich. Sollte es sogar – was freilich nicht als wahrscheinlich gilt – demnächst zu einem Konsistorium und zur Ernennung neuer Kardinäle kommen, ohne dass auch der Wiener Erzbischof den Roten Hut erhielte, so wäre dies ein Indiz dafür, dass die Krise in den Beziehungen des Heiligen Stuhls zu Österreich sich wieder zu verschärfen beginnt.

Den Anstoss zur Trübung der Beziehungen gab die Nichtanerkennung des im Jahre 1934 unter dem Regime Dollfuss abgeschlossenen Konkordats durch die Regierung der Zweiten Republik. Zwar ist bisher überhaupt keine offizielle Stellungnahme Wiens zur Frage der Gültigkeit dieses Konkordates erfolgt, und die Kurie hatte es während der Dauer des Besatzungsregimes vermieden, in dieser Sache ernsthaft zu insistieren. Als jedoch nach Abschluss des Staatsvertrages und Abzug der Besatzungstruppen Wien sein Schweigen über das Konkordat beibehielt, wurde man im Vatikan unruhig, und es kam zu einer Mißstimmung gegen Österreich, die im Dezember 1955 ihren demonstrativen Ausdruck darin fand, dass den österreichischen Pilgern, die zum Dank für den Staatsvertrag eine Wallfahrt nach Rom unternommen hatten, keine gesonderte Papstaudienz gewährt wurde.

Einige Monate später fand sich der Heilige Vater allerdings doch bereit, dem österreichischen Unterrichtsminister eine Privataudienz zu gewähren und sich von ihm Aufklärung über die innenpolitischen Schwierigkeiten, die der Anerkennung des Konkordats im Wege stehen, geben zu lassen. Damit war der erste Schritt zur Behebung der Mißstimmung getan. Kurze Zeit später erschien der österreichische Aussenminister Dr. Figl

an der Spitze einer Delegation im Vatikan, um dem Papst anlässlich seines 80. Geburtstages die Glückwünsche der österreichischen Regierung und ihre Geschenke zu überbringen. Auch Figl hatte Gelegenheit, dem Heiligen Vater auseinanderzusetzen, dass nicht der böse Wille des österreichischen Kanzlers und seines Aussenministers, sondern der hartnäckige Widerstand des sozialistischen Koalitionspartners bisher die Anerkennung des Konkordats verhindert habe.

An diesem Widerstand der Sozialistischen Partei, die seit den letzten Nationalratswahlen über 75 von insgesamt 165 Parlamentssitzen verfügt und von den 18 Regierungsmitgliedern acht stellt, hat sich auch jetzt nichts geändert. Die Stellungnahme, welche die Sozialistische Partei durch ihren Sprecher, Abgeordneter Dr. Pittermann, am 6. Juli zur Regierungserklärung Raabs formulierte, lautete dahin, dass für die Sozialisten aus rechtlichen und moralischen Gründen eine Anerkennung des Konkordats von 1934, das unter Ausschluss der damals widerrechtlich aufgelösten Sozialistischen Partei zustande gekommen sei, niemals in Frage komme. Ein etwaiges neues Abkommen mit dem Heiligen Stuhl, das auf dem Wege von Verhandlungen und in verfassungsmässiger Weise angestrebt werde, würde indes von den Sozialisten wie jeder andere Staatsvertrag behandelt werden. Damit ist indirekt – und zwar zum ersten Mal seit 1945 – offiziell die Bereitwilligkeit der österreichischen Sozialisten zum Abschluss eines neuen Konkordates mit dem Heiligen Stuhl ausgesprochen worden.

Die Leugnung der Rechtsverbindlichkeit^o des von den «Austrofaschisten» abgeschlossenen Konkordats bildet, was man verstehen und würdigen muss, für die Sozialistische Partei Österreichs eine Prestigeangelegenheit erster Ordnung. Der sozialistische Vizekanzler Dr. Schärf hat dies schon vor sechs Jahren in der sozialistischen Parteizeitschrift «Die Zukunft» deutlich genug ausgesprochen, wobei er freilich die wahren politischen Motive hinter einer quasi-juristischen Beweisführung verbarg. Zwei Argumente waren es, die er ins Treffen führte: 1. Die Regierung Dollfuss, die das Konkordat vereinbarte, sei nicht legitimiert gewesen, da sie auf dem Wege eines Staatesreiches, d. h. unter Bruch der Verfassung, ans Ruder gekommen sei; 2. 1938 habe Hitler-Deutschland Österreich nicht bloss okkupiert, sondern annektiert, was den rechtlichen Untergang Österreichs zur Folge gehabt habe. Daher sei die Zweite Republik Österreich nicht Rechtsnachfolgerin der Ersten Republik und somit durch Verträge, die vor der Annexion von 1938 abgeschlossen wurden, nicht gebunden.

Die scharfsinnige und juristisch einwandfreie Widerlegung, die dem sozialistischen Parteiführer durch die Rechtsberater der Österreichischen Volkspartei zuteil wurde, konnte an der Widerspenstigkeit der Sozialisten nicht das mindeste ändern. So kam es zu einer «Erstarrung» der Konkordatsfronten und zu jener Verärgerung des Heiligen Stuhles, der als oberster Hüter des Rechtes die Leugnung der völkerrechtlichen Grundnorm, dass Verträge gehalten werden müssen, nicht hinnehmen kann.

Auch die Bereitschaft zu Verhandlungen über ein neues Konkordat vermag dem Rechtsstandpunkt der Kurie nicht zu genügen. Wohl aber könnte sich der Heilige Stuhl vermutlich mit einer Kündigung des Konkordats von 1934, die immerhin eine formelle Anerkennung seiner Geltung bedeutete, zufrieden geben, falls gleichzeitig das Ersuchen um neue Konkordatsverhandlungen gestellt würde. Ob die Sozialistische Partei sich mit einem solchen modus procedendi befreunden wird, ist freilich noch recht fraglich. Man müsste ihr vielleicht eine goldene Brücke dadurch bauen, dass man in die Kündigung des Konkordats eine Andeutung über die abweichende Rechtsansicht des Koalitionspartners aufnimmt.

Sollte sich auch diese Formel nicht als anwendbar erweisen, so müssten der Bundeskanzler und sein Aussenminister, um die Beziehungen Österreichs zum Heiligen Stuhl nicht weiterhin ernststen Gefährdungen auszusetzen, wohl darauf dringen, dass die Frage der Rechtswirksamkeit des Konkordats von 1934 einem Gerichtshof zur Prüfung vorgelegt wird.

Wie immer die Entscheidung in der zweifellos recht heiklen und komplizierten Situation auch fallen mag, fest steht jedenfalls, dass das Konkordat von 1934 wegen der vielfach völlig veränderten Verhältnisse in wesentlichen Bestimmungen nicht mehr applizierbar ist. Diese Ansicht teilt auch der Heilige Stuhl. Ein neues Konkordat würde daher ein wesentlich anderes Aussehen haben als das umstrittene vorangegangene. Vor allem würde es eine vorherige oder mindestens gleichzeitig erfolgende Reform des Eherechts und eine Neuregelung der Schulgesetzgebung sowie eine Befriedigung verschiedener materieller Wiedergutmachungsansprüche der Kirche notwendig machen. Dass es sich dabei um sehr harte Nüsse handelt, leuchtet jedem ein, der mit der antiklerikalen Tradition des österreichischen Sozialismus vertraut ist.

e. r.

Indische Richter zur Religionsfreiheit

Während in den meisten indischen Teilstaaten die Anhänger verschiedener Religionen friedlich zusammenleben, hat sich in Zentralindien ein gefährlicher Unruheherd gebildet. Allerlei Vorgänge, die gelegentlich zu aufsehenerregenden Prozessen führten, wurden durch Pressemeldungen der breiten Öffentlichkeit bekannt. Der 5 Millionen starke katholische Volksteil wurde ganz besonders alarmiert. In den letzten Wochen hat nun die mutige Stellungnahme einiger Richter das Vertrauen der Christen wieder gefestigt, dass die verfassungsmässigen religiösen Freiheitsrechte der Minderheiten gewahrt werden. Die Christen überzeugten sich aber auch von der Notwendigkeit strafferer Organisationen, um nötigenfalls Übergriffen der einzelnen Staatsregierungen oder untergeordneter Beamter durch staatsrechtliche Beschwerden entgegentreten zu können; denn die bisherigen Erfahrungen zeigen, dass heute in Indien die *richterliche Gewalt* gewillt und befähigt ist, der politisch eingestellten Exekutive gegenüber die Würde und Freiheit des Bürgers auch auf religiösem Gebiet zu schützen.

Die Situation

Der Unruheherd liegt in der zentralindischen Landschaft Chotanagpur. In diesem abgelegenen Dschungelgebiet haben christliche Missionare seit etwa siebzig Jahren einige hunderttausend Ureinwohner oder Adivasis bekehrt und ihnen durch grosszügige soziale Einrichtungen und Erziehungsinstitute wirksam zu einem besseren Lebensstandard verholfen.¹ Diese Tätigkeit war der herrschenden Clique, nämlich Feudalherren und Händlern, von jeher ein Dorn im Auge. Einige Fürsten hatten sogar in ihren Gebieten jede Missionstätigkeit verboten. Als mit der neuen indischen Verfassung solche Ausnahmegesetze sinngemäss hinfällig und besonders als die Fürstentaaten aufgelöst wurden, vollzogen Tausende von Adivasis den schon lange gewünschten und vorbereiteten Übertritt zum Christentum. Dies führte zu heftigen Abwehrmassnahmen militanter Hindu-Organisationen wie des Arya Samaj, der Mahasabha usw.; dabei ist zu betonen, dass die Adivasis als Animisten keineswegs zu den Hindus gezählt werden können, noch zumeist auch als solche betrachtet sein wollen.

¹ Vgl. Plattner/Moosbrugger: «Christliches Indien», S. 112 ff. Atlantis-Verlag, Zürich 1955.

Bei der politischen Neuordnung wurde das Siedlungsgebiet der Adivasis nicht zusammengefasst, sondern absichtlich aufgesplittet, so dass diese heute auf die Staaten Bihar, Orissa, Madhya Pradesh und Madhya Bharat verteilt sind und überall rassische und religiöse Minderheiten bilden. Es zeigte sich bald, dass die zuständigen Regierungen in Schul- und Wohlfahrtsfragen zu keiner Zusammenarbeit mit den bestehenden kirchlichen Organisationen bereit waren, sondern eine eher «missionsfeindliche» Stellung einnahmen. Dies gilt insbesondere von der Regierung von Madhya Pradesh, die ihren Sitz in Nagpur hat. Ihre Massnahmen versteiften ganz offensichtlich die religiösen Gegensätze und führten schliesslich zu den entschlossenen Abwehrmassnahmen des katholischen Volksteils vor den Gerichten.

Um die Hintergründe auszuleuchten, seien aus der leider allzugrossen Fülle von Nachrichten einige wenige Beispiele antichristlicher Haltung kurz herausgegriffen.

Die Schulpolitik im Jaspur-Distrikt. Als die fürstliche Herrschaft aufgehoben wurde, gab es hier ausser einer einzigen «öffentlichen» Schule im Hauptort nur Missionsschulen, von denen einige «anerkannt» waren, keine aber irgendwelche Staatsbeiträge erhielt, weder die 66 «Busch-Schulen» noch die 42 vollausgebauten Primarschulen noch die Sekundarschulen noch die Mittelschule mit ihren 250 Studenten. Alle Auslagen wurden von den Katholiken oder der Jesuitenmission getragen. Man hoffte auf eine Besserung der Lage, als die neue Verfassung in Kraft trat. Heisst es doch in Artikel 46, jeder Teilstaat solle «mit besonderer Sorge» sich der Parias und der Stämme der Ureinwohner annehmen und ihre erzieherischen und ökonomischen Interessen fördern.

Was geschah? Die christlichen Schulen wurden zwar nicht unterdrückt, aber die Regierung leitete eine Politik ein, die den gleichen Effekt haben sollte. In unmittelbarer Nähe der Missionsschulen wurden staatliche Schulen gebaut, wo unentgeltlicher Unterricht, freie Mittagsverpflegung und andere Lockmittel eingeführt wurden. Die Katholiken versuchten alles, um für ihre 5000 Schulkinder staatliche Hilfe zu erlangen. Die Inspektoren fanden aber immer irgendeinen Vorwand, um den Schulen die Anerkennung zu versagen und ihnen damit die Subsidien vorzuenthalten. Trotzdem blieben die Christen unter schweren Opfern ihren Schulen treu. Da kam 1952 ein neuer Schlag. Für die Primarschüler der Mission wurde vor dem Abschlussexamen eine Vorprüfung angeordnet, die in bestimmten Zentren durch staatliche Inspektoren abzunehmen sei. Manche christliche Volksschulkinder wurden damit gezwungen, 30, ja 50 km auf gefährlichen Dschungelpfaden zurückzulegen, um dann in Massen durch die Prüfung zu fallen! In Ambakona klappte die Regie des «Kindermordes», wie der

Volksmund bald sagte, allerdings nicht. In einem Prüfungslokal fielen sämtliche 25 Kinder durch, im andern bestanden sämtliche die Prüfung! Auf diese Weise wurden hunderte katholischer Kinder weiterer Bildungsmöglichkeiten beraubt.

Im Frühjahr 1956 erhielten die katholischen Schulen die freudige Nachricht, die Vorprüfung sei abgeschlossen. Die Kinder müssten das Examen jedoch in den staatlichen Schulen ablegen. Der Erfolg war entsprechend: Von 220 Buben kam kein Drittel durch. Für die Mädchen wurden völlig unhaltbare Forderungen aufgestellt.

In so abgelegenen Distrikten haben untergeordnete Beamte offenbar viele Möglichkeiten, Buchstaben und Geist der Verfassung ungestraft ihren privaten Zielen unterzuordnen. Auf christlicher Seite besteht nämlich die Überzeugung, dass die neue Beamten-schicht, die Polizei eingeschlossen, mit den aktiven Hindu-Organisationen sympathisiert und deren Machenschaften deckt: Anzeigen wegen Störung christlicher Gottesdienste, wegen gewalttätigem Eindringen und Entweihung von Kapellen usw. wurden von der Polizei öfters nicht zu Protokoll genommen; Untersuchungen wurden verschleppt oder die örtlichen Richter begnügten sich mit Rügen, während Missionare unter geradezu empörenden Vorwänden in Prozesse verwickelt und verurteilt worden sind. Das eine oder andere Beispiel möge dieses Doppelspiel aufzeigen.

Die Kirche von Simbirdih wurde letztes Jahr von Bobo Sardar, einem berüchtigten Mitglied der fürstlichen Familie von Jaspur, unfätig entweiht und die Christen bedroht. Der Richter hielt Bobo Sardar für schuldig, «gewisse Worte ausgestossen und gewisse Handlungen vorgenommen und dabei die Gefühle der Katholiken verletzt zu haben». Er entliess diesen notorischen Christenhasser, der einst wegen Mordversuch an zwei Jesuitenmissionaren zu lebenslänglicher Deportation verurteilt worden war, «in der Hoffnung auf gute Führung» mit einer Mahnung. Der Fall hängt nach einer Beschwerde vor dem High Court (Obergericht) in Nagpur, während der Übeltäter sich angeblich auf einer Wallfahrt nach Benares befindet und noch nicht aufgefunden werden konnte.

Hingegen wurde der Jesuitenmissionar P. Cardinaels bereits in zweiter Instanz schuldig befunden, einen Hindu mit dem Tode (!) bedroht zu haben, als sich dieser weigerte, Christ zu werden oder ein christliches Dorf zu verlassen. Auch dieser Fall ist jetzt beim Obergericht anhängig.

Wegen beleidigender Ausdrücke wurde auch P. Van Boxtel in zwei Instanzen zu 100 Rupies Busse oder einem Monat Gefängnis verurteilt. Die Entlastungszeugen, Christen, wurden als befangen bezeichnet, während die Richter den Anklägern Glauben schenkten, obwohl diese Hindu-Aktivistinnen durch die recht gewaltsame (und auch bald wiederriefene) «Zurückbekehrung» eines Konvertiten den Streitfall verursacht hatten.

Am bezeichnendsten ist der Prozess des P. Bulckens SJ. Als dieser durch seine Katechisten erfuhr, dass ein Hindu mit einem katholischen Mädchen unsittliche Beziehungen unterhielt, suchte er die Sache in Ordnung zu bringen. Am 19. August 1953 wurde der Fall nach Landessitte auf einer Gemeindeversammlung vor 200-300 Leuten geregelt. Der Mann erklärte sich dort im Einverständnis mit seinem Vater schriftlich bereit, Christ zu werden und das Mädchen zu heiraten. Beide bewirteten später die Katechisten in ihrem Heim und kamen tags darauf zur Missionsstation, wo der Sohn während einiger Zeit Unterricht erhalten sollte. Er konnte sich dort nachgewiesenermassen frei bewegen. Unterdessen wurde von dritter Seite Anklage erhoben, er sei dort gefangen gehalten und gezwungen, Christ zu werden. Die Polizei griff sofort zu. P. Bulckens wurde in erster Instanz verurteilt, und zwar erst am 24. Februar 1955 nach monatelangen Schikanen. Seine Berufung wurde am 21. Januar 1956 in allen Teilen gutgeheissen, wobei der Distrikts-Richter die ganzen Untersuchungs-methoden und die Urteilsbegründung scharf kritisierte.

Es sind andere Fälle bekannt, wo Missionare dutzendemale über 50 km weit vor Gericht zitiert wurden, ohne dass die Untersuchung zu einem Ende gekommen wäre!

Das Obergericht greift ein

Wir mussten einige dieser Dinge beim Namen nennen, als Beispiele einer recht tragischen Situation, um den grossen und grundsätzlichen Prozess gegen die sogenannte Nyogi-Kommission richtig würdigen zu können. Im April 1954 setzte nämlich die Regierung von Madhya Pradesh die obengenannte Kommission ein «zur Untersuchung der Tätigkeit christlicher Missionare». Die Wahl der Mitglieder erschien so parteiisch, das Ziel

der Untersuchung so einseitig und die Methoden so eindeutig, dass sich die Christen von Anfang an als Angeklagte ins Unrecht gesetzt sahen. Mr. Francis, ein bekannter Congress-Mann, erhob deshalb als Vorsitzender des Catholic Regional Council eine staatsrechtliche Beschwerde beim Obergericht von Nagpur. Unter Berufung auf die verfassungsmässigen religiösen Freiheitsrechte sollte die Nyogi-Kommission als ungesetzlich erklärt werden.

Das Obergericht veröffentlichte am 13. April 1956 (nach monatelangen Beratungen) sein Urteil, dessen ausführliche Begründung 77 Seiten umfasst. Die Beschwerde wurde abgewiesen, da die Einsetzung einer solchen Untersuchungskommission noch kein Verstoß gegen die Verfassung zu sein scheint, das heisst als solche kein Grundrecht der christlichen Minderheit verletze; immerhin sei eine Berufung an den Obersten Gerichtshof in Delhi zu letzter autoritativer Abklärung des Falles angezeigt. In der Urteilsbegründung erteilten aber die Richter der Regierung und der Kommission eine gründliche Lektion über das, was nach indischem Recht Religionsfreiheit bedeutet. Sie kritisierten zugleich das bisherige Vorgehen so eindeutig, dass der Prozess als ein moralischer Sieg der christlichen Minderheit bezeichnet werden darf.

Nachdem der Richter seinen Standpunkt über die Rechtmässigkeit der Kommissionsernennung auseinandergesetzt hat, fährt er fort:

«Ich komme nun zu den Methoden der Nyogi-Kommission. Der Fragebogen ist wirklich ein sehr langes und durchdringendes Dokument. Jeder Aspekt des christlichen Lebens und der Missionstätigkeit wird darin einer Untersuchung unterworfen. An manchen Orten versteigt es sich zu einer Anklage, obwohl es so abgefasst ist, als ob es nur Auskunft suche. An ein oder zwei Orten werden unglückliche Zumutungen gegen die Missionare erhoben. Wer den Fragebogen ausarbeitete, hat offenbar keinen Unterschied zwischen erlaubten und unerlaubten Tätigkeiten gesehen. Ich hoffe, das wurde gemacht, um gewisse Missverständnisse aufzuklären und nicht mit der schlechten Absicht, die der Beschwerdeführer (dahinter) vermutet.

Einige Fragen erregen geradezu Kopfschütteln. Die Frage, die um Antwort ersucht, ob verschiedene Religionen im Lande friedlich nebeneinander existieren und zu einer gerechten Gesellschaftsordnung zusammenwirken können, kommt ein bisschen zu spät. Wir leben doch in diesem weiten Subkontinent seit Generationen und Jahrhunderten so zusammen und sind dabei recht gut gefahren. Die Verfassung garantiert doch selbst die Gleichheit der Religionen und der Rechte; es ist heute zu spät, darüber zu diskutieren, ob in unserem Vaterland verschiedene Religionen koexistieren können.»

Von anderen Fragen, zum Beispiel über die Katechisten und den geistigen Wert der Bekehrungen, sagt der Richter, sie seien überflüssig, da sie den Staat gar nichts angingen, oder «sie zeugen weder von gutem Geschmack, noch sind sie geeignet, das Untersuchungsobjekt näher zu beleuchten». Oder es heisst, sie könnten als «ein Fischzug» betrachtet werden in der Annahme, dass nämlich doch etwas Ungünstiges damit herausgefunden werden könne.

Zur Erläuterung dieser Ausführungen geben wir den Wortlaut der Frage 8 des Fragebogens: Was wissen sie über die Bekehrungsmethoden? Wird eines der folgenden Mittel benutzt: a) Vorstrecken von Darlehen. Wenn ja unter welchen Bedingungen? b) Versprechen oder Gewähren unentgeltlicher ärztlicher Hilfe? c) Unentgeltlicher Unterricht von Kindern? d) Versprechen von Rechtshilfe in Prozessen? e) Versprechen von Abschaffung sozialer Missstände, wie sie in der früheren Religion oder Volksklasse erduldet wurden, und von einer sozialen Besserstellung als Christen? f) Arbeitsvermittlung? g) Erwecken von Hoffnung auf bessere Heiraten und grössere soziale Freiheit? h) Anpreisen des Christentums und fremder Lebensart? i) Androhen der Gefahr der Verdammung für unbekehrte Seelen? j) Rühmen Jesu Christi und Heruntermachen nichtchristlicher Gottheiten? k) Erwecken von Hoffnung auf politische Vorteile? l) Androhung sozialer Ächtung und Bedrückung? m) Andere betrügerische und unfaire Mittel? (Von uns kursiv.)

Frage 77 lautet: Was für Arzneien benützen die Missionare im allgemeinen in ihren kleineren Apotheken? Wieviele davon werden zu den giftigen gerechnet? Wer wendet solche an?

Nachdem die Urteilsbegründung die Kommission in ihre Schranken gewiesen hat, kritisiert sie ebenso scharf deren *Parteilichkeit*. Fragen über die Gefährdung des religiösen Friedens seien zwar ein berechtigter Gegenstand der Untersuchung. Wenn aber die Absicht bestehe, den Prediger ins Unrecht zu setzen, nicht aber jene, die ihm feindlich gesinnt sind, so sei die Untersuchung verkehrt. «Nach meiner Ansicht hätte die Kommission gut getan, die Gefährdung der öffentlichen Ordnung zu untersuchen, ohne indirekterweise die Christen dafür mit der Verantwortung zu belasten.» Die Fragen scheinen den Ausgang der Untersuchung vorwegzunehmen. Es hätte andere Wege gegeben, diese zu stellen. Von den 99 Fragen befassten sich 94 mit der Tätigkeit der christlichen Missionare, nur 4 oder 5 kamen auf deren Gegenklagen über Belästigungen (durch Beamte und Hindu-Aktivistinnen) zu sprechen. «Diese Ungleichheit wurde vom Beschwerdeführer scharf kritisiert und ich kann nicht sagen, sein Kommentar sei aufs ganze gesehen unzutreffend.»

Der Gerichtshof verschont aber auch die *Regierung* nicht mit einer Kritik über die Zielsetzung der Kommission und die Wahl der Mitglieder. Wenn schon jede rechtmässige Kommission Gefahr laufen könne, missbräuchlichen Zwecken zu dienen, so sei dieses Risiko in religiösen Angelegenheiten erst recht in der Natur der Sache gelegen. «Wenn eine Untersuchung in Sachen des Glaubens und religiöser Praxis gemacht wird, nimmt eine Regierung eine *schreckliche Verantwortung* auf sich, nicht nur sich selbst gegenüber, sondern auch gegenüber den Bürgern unseres Landes. Deshalb sollte in der Auswahl der Mitglieder sowie der Festlegung des Untersuchungsgegenstandes und der Untersuchungsmethoden keinerlei Verdacht aufkommen können, dass die Untersuchung im Interesse einer besonderen Religionsgemeinschaft oder Sekte durchgeführt wird. Deshalb wäre es besser gewesen, wenn die Regierung eine *allgemeine* Untersuchung über religiöse Propaganda angeordnet und *alle* Religionen vor die Kommission gezogen hätte. Nachdem sie nun aber die Untersuchung auf die Methoden der Christen beschränkt und damit die Nyogi-Kommission beauftragt habe, sollte die Regierung eifrig darüber wachen, dass weder die Untersuchung noch der Kommissionsbericht so gemacht werden, dass die religiösen Gefühle und Freiheiten der Christen verletzt werden, weil diese die Dinge nicht wieder gut machen könnten und das Unheil dann eben angerichtet sein wird.»

Nach dieser gründlichen, mutigen und geradezu vertrauenerweckenden Rechtsbelehrung stellt der Gerichtshof die Frage, *was er in dieser Sache tun könne*. Die Regierung habe, wie gesagt, das Recht, eine solche Kommission einzusetzen, vorausgesetzt, dass sie niemand *zwingt*, dieser Auskunft zu geben. Sie sei auch frei in der Wahl der Mitglieder. Diese könnten richtig oder verkehrt handeln, einen wertlosen Bericht abliefern oder trotz ihrer angeblichen Parteilichkeit einen objektiven Rapport machen. Das werde die Zukunft zeigen. Die Regierung werde, so sei anzunehmen, den Bericht studieren und nur nach reiflicher Überlegung handeln. Deshalb könne *jetzt* das Gericht nichts unternehmen.

Das Obergericht zeigte dann abschliessend Regierung und Kommission den Weg des weiteren Vorgehens und *warnte beide*

vor allfälligen Rechtsfolgen. Der Kommission wurde gesagt: Das Gericht hoffe, sie werde sich bei der Abfassung ihres Berichtes von diesem Urteil leiten lassen. Sie sei bereits informiert, dass sie sich nicht wegen ihrer Einsetzung durch die Regierung als immun betrachten dürfe, sondern allenfalls wegen Verleumdung vor dieses Gericht gezogen werden könne. Der Regierung gab das Gericht folgendes zu wissen: Sie habe die Pflicht, allenfalls parteiische Stellungnahmen der Kommission richtigzustellen. Sollte auch sie ihre Pflicht versäumen und sich in Dinge einlassen, die sie nichts angingen, so würde angesichts der Verfassungsgarantien der Gerichtshof einschreiten. Die geringste Überschreitung ihrer Kompetenz würde verhindert werden, sobald sich Gelegenheit dazu biete. Jede Einschränkung religiöser Freiheiten müsse in ihrer Notwendigkeit strikte bewiesen werden.

Das Nachspiel

Solange die Beschwerde noch verhandelt wurde, hatte nach richterlichem Erlass der Kommissionsbericht nicht veröffentlicht werden dürfen. Der Anwalt des Beschwerdeführers stellte deshalb am Tag nach dem Urteilsspruch den Antrag, die Wirkung des Erlasses bis auf weiteres zu verlängern, da ein Appell an den Obersten Gerichtshof in Delhi eingereicht werde. Aus formalen Gründen glaubte das Obergericht in Nagpur, darauf nicht eingehen zu können; es sprach jedoch die Hoffnung aus, die Kommission würde das Urteil bei der Abfassung ihres Rapportes berücksichtigen, so dass genügend Zeit für den Appell zur Verfügung stehe.

Die Nyogi-Kommission hielt sich bezeichnenderweise nicht an die Regeln des demokratischen Fair-play. Schon am 17. April, also nur wenige Tage nach der Urteilsöffnung, benützte sie ihre wiedergewonnene Handlungsfreiheit und übergab ihren Untersuchungsbericht der Regierung zur Veröffentlichung. Mr. Francis appellierte daraufhin noch am gleichen Tag beim Obersten Gerichtshof in Delhi und ersuchte die Regierung von Madhya Pradesh, gemäss einer allgemein üblichen Verwaltungspraxis, den umstrittenen Rapport nicht zu veröffentlichen, bis das endgültige Urteil gefällt sei. Delhi setzte bezeichnenderweise die Verhandlungen schon auf den 1. Mai an. Als erster Punkt kam der Aufschub der Veröffentlichung zur Behandlung, weil das Erscheinen des Berichtes wohl den ganzen Prozess illusorisch gemacht hätte. Richter Jaggannadas zeigte sich über den negativen Entscheid des Obergerichtes in Nagpur überrascht, da dieses ja selbst die Weiterleitung der Beschwerde als gegeben bezeichnet hatte. Am 10. Mai wurde dann die Veröffentlichung des Nyogi-Berichtes bis auf weiteres verboten und die Verhandlungen bis Ende des Monats vertagt.

Mit Zuversicht und Vertrauen in den Obersten Gerichtshof Indiens erwartet die katholische Minderheit dessen Entscheidungen, die zweifellos zu einer näheren Umschreibung der Grenzen staatlicher Gewalt gegenüber den religiösen Freiheiten der indischen Bürger führen werden. Das katholische Volk ist aber auch jenen Männern, Bischöfen und Laien dankbar, die unter grössten persönlichen und finanziellen Opfern ihre gemeinsamen Rechte zu verteidigen wissen. Es ist auch überzeugt, dass die erwartete Abklärung der Rechtslage auf die Dauer dem Frieden zwischen den Religionen besser dienen wird als der jetzige Zustand, wo die Grundsätze zwar klar sind, deren Auslegung aber einer nicht immer auf das *allgemeine* Wohl bedachten Exekutive zu viel Spielraum lässt.

Bücher

Historia Mundi. III. Band: Der Aufstieg Europas. Francke-Verlag, Bern, 1954. 528 Seiten.

Die Historia Mundi des Berner Verlages hat sich mit Recht einen erstklassigen Ruf erworben. Sie versammelt erste Fachleute aus aller Welt zu dem Unternehmen, eine Geschichte der Menschheit zu schreiben.

Auch der vorliegende Band, der noch unter der Leitung des leider allzufrüh verstorbenen bestbekanntesten Bonner Historikers Fritz Kern in Angriff genommen wurde, bietet hervorragende Einzelbeiträge über die Anfänge der europäischen Völker. Pia Laviosa-Zambotti (Mailand) schreibt über die europäischen Kulturen der Bronze- und Eisenzeit, Franz

Miltner (Wien) über «Wesen und Geburt der Schrift», Franz Schachermeyr (ebenfalls Wien) über die grossartigen Kulturen von Kreta und Mykene sowie über die Geschichte der Hellenen bis zum Aufstieg des Mazedonienreiches, Henrik Samuel Nyberg (Uppsala) über das Reich der Meder und Perser, Willy Theiler (Bern) steuert einen interessanten Beitrag über griechisches Dichten und Denken bei. Franz Miltner führt dann in zwei Beiträgen die Geschichte der hellenistischen Staatenwelt zu Ende. Antonio Gracia y Bellido (Madrid) beschreibt die sagenumwobene Kolonisation im westlichen Mittelmeer, während Raymond Lantier (Paris) die ebenso rätselhafte Geschichte der Kelten darstellt. Giacomo Devoto (Florenz) führt in die Geschichte Altitaliens ein, die uns durch die Ausstellung der etruskischen Kunst etwas näher gebracht worden ist, und Viktor Pöschl (Heidelberg) schildert die harte und zähe, an Wechselfällen so reiche und schliesslich doch erfolgreiche Einigung Italiens durch Rom. Der Holländer Hendrik Wagenvoort (Leiden) endlich stellt in geistvoller Weise die Wesenszüge altrömischer Religionen dar. Nähere Einzelheiten können etwa bei C. Walter Goetz im «Archiv für Kulturgeschichte» 1955, Heft 1, Seiten 101–104 nachgelesen werden.

So hervorragend (und auch angenehm geschrieben) die einzelnen Beiträge sind, so scheint uns doch der Band nicht ganz dem gesteckten Ziel einer Historia Mundi – einer Geschichte der Welt – zu entsprechen. Eine solche müsste den Weltzusammenhang der einzelnen Volksgeschichten und das Wachsen einer Gesamtkultur der Menschheit stärker hervorheben oder, sofern das wie im vorliegenden nur schwer möglich ist (die grossartige «Weltgeschichte der Steinzeit» von Menghin hat allerdings auch schon für eine noch frühere Zeit grosse Weltzusammenhänge aufgezeigt), wenigstens je den Beitrag der einzelnen Völker und Geschehnisse zur künftigen Weltkultur der Menschheit besonders herausheben. Da dies für die einzelnen Beiträge ohne Verschiebung der Akzente und Proportionen nur schwerlich erreichbar ist, so würden wir wenigstens einen zusammenfassenden und wertenden Durchblick von Seiten des Herausgebers jeweils am Ende jedes Bandes nicht nur für sehr wünschenswert, sondern geradezu für unerlässlich halten.

Trotz dieses unerfüllten Wunsches möchten wir aber dem hervorragenden Werk die Anerkennung nicht versagen. Von allen Seiten ist seine Zuverlässigkeit in Einzelfragen, seine klare Linienführung im Grossen, die Weite des Blickes, der neben der politischen auch die ganze Kulturgeschichte umfasst, und die vornehme Objektivität mit vollem Recht gerühmt worden.

J. David

Der Grosse Herder. Nachschlagewerk für Wissen und Leben. 5. Auflage, Band VIII: Sade bis Tessin, 1520 Spalten, mit zahlreichen Textbildern, 62 Tafel- und Kartenseiten in Schwarz- und Buntdruck. Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1956.

Was uns beim Erscheinen jedes neuen Bandes besonders freut, sind seine Rahmenartikel, die immer etwas Existenzhellendes in sich bergen und schon allein deswegen verdienten, dass sie in einem speziellen Bändchen herausgegeben würden, sobald der IX. und letzte Band versandbereit ist. Dabei wäre der alphabetischen Anordnung eine thematische vorzuziehen.

Diesmal werden die gegensätzlichen Welten von *Spiel* (933–946) und *Schmerz* (327–336) in ihren geistesgeschichtlichen, künstlerischen und religiösen Zusammenhängen geschaut. Eindruckstarke Bilder und der sie ausdeutende Text helfen, diese Polaritäten unseres Daseins tiefer zu verstehen. Im Spiel schüttelt der Mensch die Mächte des Unheils ab; laute Heiterkeit und frivole Lust sind Gäste des spielenden Herzens; ein schaukelndes Liebesspiel wird Symbol der höchsten, göttlichen Kräfte, die am Menschen wirken. Das Spiel macht das zeitlose Wesen des Kindes aus. Wer sähe unter den vielfältigen Formen des Spieles nicht auch die Züge des *Sportlichen*, Kühnen und Kämpferischen? Immer zieht das festlich strahlende Spiel in künstlerischer Gestalt das Menschenherz in seinen Bann, nicht minder die hingebende Beseeltheit des Tanzes, durch dessen Rhythmen Leib, Geist und Seele zur Einheit verschmelzen. Ein heiliges Spiel will das erlösende Wirken der göttlichen Macht dem Menschen nahebringen, und die Liturgie erweist sich als erhabenes Schauspiel, in dem Gott, Himmel und Menschen zusammenwirken, das Mysterium des Heils zu begehen.

Jeden Daseinsaugenblick bedrohen die Schatten des *Schmerzes*; denn grausam spielen dunkle Mächte mit dem Los der Menschen. Lautes Wehgeschrei, abgründige Trauer und wilde Anklagen gehören ebenso in die Sinfonie des Schmerzes wie das gleichmütige Ja zur Läuterung und die weltüberwindende Kraft des Martyriums. Das stumpfe Verhängnis der *Schuld* leuchtet sich unter den Strahlen bussfertiger Reue, weil ja Gott keinen *Sünder* der ewigen Verzweiflung überlassen will. Gethsemane offenbart uns das schmerzvolle Geheimnis des göttlichen Erbarmens.

So vermögen diese prächtigen Rahmenartikel wirklich Wesentliches zur Sinnfindung unseres Lebens beizutragen.

Die theologischen Beiträge über Sakramente, Schöpfung (mit einer herrlichen Titelminiatur des thronenden Schöpfergottes), Seele, Sünde, Synoptik und Taufe erfahren eine knappe, aber gehaltvolle Darlegung aus katholischer Sicht, wobei jedoch auch der andersgläubige Standpunkt vornehm und sachlich gewürdigt wird. Im philosophischen und literarisch-künstlerischen Raum verdienen die abgewogenen und zum Teil vorzüglich bebilderten Artikel über Scholastik, Sein, Sprache, Stil, Symbol und Tanz hervorgehoben zu werden. Wie mustergültig der «Grosse Herder» das vielschichtige soziale Lebensgefühl des heutigen Menschen zu gestalten weiss, zeugen die Themen über Sozialismus, Soziale Frage, Sozialpolitik, Soziale Sicherheit, Christliche Soziallehre usw. Für die vielen Verweise auf Personen, Probleme und geschichtliche Fakten, die mit dem Gesellschaftlichen direkt oder indirekt zusammenhängen, wird vor allem der Sozialwissenschaftler dankbar sein.

Der abecedarische Zufall hat im VIII. Band die Auskünfte über *technische und naturwissenschaftliche Phänomene* besonders reichlich bemessen. Es können hier nur ein paar Schlagworte genannt werden: Salzgewinnung, Sauerstoff, Schwefel, Silber und Stahl, Steinkohle und Stickstoff; Schall, Schwerkraft und Schwingung, Telegraphie; Strahltriebwerk und Strahlungsgesetze; Sonne (dazu instruktive Bilder), Sterne (mit Karten) und Spektrum. Der Laie schätzt an diesen Artikeln die reiche Wissensvermittlung, der Fachmann die sorgfältige Art der Darstellung.

Erwähnen wir noch zum Schluss, dass uns im Gegensatz zu einigen früheren Bänden die Vierfarbendrucke sowie die Städtekarten technisch vollkommener scheinen. Die oft etwas zu knapp geratenen Literaturhinweise vor allem in den biographischen Teilen sind zwar zu verstehen, aber nicht immer zu billigen.

Re

Syré Otto Joseph, S. J.: Jesuiten. Schriften zur Kenntnis und zum Verständnis der Gesellschaft Jesu. Verlag Styria, Graz. Heft 1: Stimmen aus eigenen Reihen, 120 Seiten; Heft 2: Im Sturm der Zeiten, 136 Seiten.

Die Kenntnis der Orden, ihre Stiftung und ihr Gang durch die Zeiten kann heute ohne Zweifel manche Vorurteile beheben. Es kommt aber auch auf die Form an, wie um das Verständnis religiöser Gemeinschaften geworben wird. Streng wissenschaftliche Werke haben den Nachteil, dass sie vom Volk nicht gelesen werden. Allzu umfangreiche Arbeiten entmutigen viele schon beim ersten Blick auf den «stattlichen Band». Was dann?

Ich glaube, sowohl der Herausgeber wie der Verlag haben einen glücklichen Griff getan, wenn sie durch eine besondere Schriftenreihe versuchen wollen, einfach lebendiges Zeugnis abzulegen für das Wesen und die Taten der Gesellschaft Jesu, ihr Licht- und Schattenspiel in Geschichte und Gegenwart.

Das erste Heft lässt kaleidoskopartig, entsprechend dem bunten Erscheinungsbild des Ordens, durch mehrere ihrer bekannten und weniger bekannten Vertreter jesuitisches Leben aufleuchten: Die tägliche einstündige Betrachtung des Jesuiten als feinstes und wirksamstes Instrument der Seelenkultur (15). Der Herzenskenner Peter Lippert erstet wieder vor einem (20f). Die Bildungsarbeit in Kollegien (25) und die Marianischen Kongregationen (72ff) sind wesentliche Bestandteile des Apostolates. Von den Gelübden ist die Rede, einer «Logik des Kreuzes», die nur aus der «Weisheit des Glaubens» zu erfassen ist (52ff). Die vielen Heiligen und Seligen der Gesellschaft Jesu werden erwähnt (85f). Der weltberühmte Amcisenpater Erich Wasmann lässt uns einen Blick in sein grosses Leben tun. Und noch von manchem wäre zu berichten. Der aufmerksame Leser wird aber überall die religiösen Grundhaltungen jesuitischer Geistigkeit hindurchschimmern sehen.

Diese ungezwungene, digestförmige Darstellung könnte leicht den Verdacht des Minderwertigen erregen. Dem ist aber erfreulicherweise nicht so. Hingegen besteht die Gefahr, die einzelnen Beiträge mit der Unverbindlichkeit von Zeitungsnutzen hinzunehmen.

Das zweite Heft schildert den Orden in den Stürmen seiner Geschichte. Geht man die einzelnen Aufsätze durch, die alle ohne Retouche geschrieben sind, kann man sich des Gedankens nicht erwehren, dass Stürme auch reinigende Kraft haben können, und dass die schlimmsten Feinde letztlich doch zu Wohltätern werden. Hat das nicht auch Ignatius ganz klar gewusst, als er für seinen Orden um Verfolgungen bat? Es entgehen aber auch die Herzen der Gegner nicht den Röntgenstrahlen der Geschichte. Pombal entpuppt sich als der, der er ist: «Ein politischer Heuchler» (10ff). Erregend blickt man in das perfide Kesseltreiben gegen den Orden hinter den blendenden Fassaden der Diplomatie (28ff). Aber inmitten der bourbonischen Ränkeschmiede steht Ricci «als ein Mann des Friedens, der Liebe und des Gebetes» (37). Verfolgungen und Drangsale erleiden die Jesuiten auch in England (63ff), Indien (84ff), China (96ff) und unter dem nationalsozialistischen Regime (106ff). Gott, der grosse «Schweiger» der Weltgeschichte hat eben auch die Sprache der Stürme. An uns liegt es, sie zu verstehen.

Re



Studienheim und Lehrlingsheim St. Klemens Ebikon - Luzern

Das Studienheim St. Klemens ist das bischöflich empfohlene Privatgymnasium für reifere Anfänger ab 15. Altersjahr. Rascher Studiengang zur Matura. - Freie Berufswahl, d. h. Späterufene für den Priester- und Ordensstand oder für weltliche akademische Berufe werden aufgenommen.

Das Lehrlingsheim St. Klemens. — Ideal gelegener Neubau am Stadtrand — mit Zugang zur Verkehrsschule, zu Handelsschulen, Lehrstellen in Industrie und Gewerbe und zum Abendtechnikum. Dreier- und Einzelmzimmer, Hauskapelle, Stube und Bastelraum. Die Platzzahl ist für nur 30 Lehrlinge vorhanden, weshalb frühe Anmeldung empfohlen wird.

Prospekte und Auskünfte erhalten Sie durch das Telephon (041) 270 25

Photoapparate Reparaturen

alle Fabrikate — Zentral- und Schlitzverschlüsse — Blitzlichtsynchronisationen — Einbau neuer Balgen — Totalrevisionen

O. BUSCH

Spezialwerkstätte für Photo-reparaturen u. Feinmechanik
Zürich 1, Rennweg 20
Telephon (051) 27 90 04

Jetzt Revisionen und Synchronisationen!

EGGISHORN

Hotel Jungfrau

2200 m Autoservice ab Fiesch, Furkabahn

RIEDERALP

Hotel Riederalp

1925 m Talstation Mörel (Luftseilbahn), Furkabahn.

Schöne Ferienorte, Aletschwald, Märyelensee.

Katholischer Gottesdienst auf Eggishorn und Riederalp.

Prospekte durch **FAMILIE CATHREIN**.

Hotels Seiler Zermatt

1620 m ü. M.

Mont Cervin — Victoria — Mont-Rose

Hotel Riffelalp

(2213 m ü. M.) Erstklassiges Familienhotel, Tennisplatz, Orchester, Gottesdienstgelegenheit.

Hotel Schwarzsee

(2589 m ü. M.) Heimeliges Berghotel am Matterhorn.

Mahlzeitenaustausch.

Vorteilhafte Pauschalpreise.

Auskünfte und Prospekte durch die Generaldirektion der Seiler-Hotels, Telephon (028) 771 04.

GLETSCH

Seiler's Hotel Rhonegletscher

1761 m. Die traditionelle, behagliche Gaststätte am Fusse des Rhonegletschers. Jeglicher Komfort und mässige Preise. Kath. Kapelle mit täglicher hl. Messe. Garagen und Reparaturwerkstätten.

Seiler's Hotel Belvédère

2272 m. Idealer Aussichtspunkt auf den Rhonegletscher, die Walliser und Berner Alpen. Beliebter Ausgangsort für interessante Frühjahrs- und Sommertouren.



Mit einer Geschichte des christlichen Kalenders. 560 Seiten, Kompendien-Reihe, Leinen, Fr. 16.—.

«... Ein Nachschlagewerk und keine Heiligenlegende. Jeder, der mit dem Heiligenkalender zu tun hatte, fand es schmerzlich, kein kirchlich gültiges Heiligenlexikon zur Hand zu haben, wo er nachschlagen konnte. Hier ist es, wissenschaftlich erarbeitet.»

(Münchener kath. Kirchenzeitung)

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnement- und Inseratannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger u. Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postscheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hastrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. f.Fr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Comptes Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Comptes attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/1444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—.

Höchste Leistung!

Gut stehendes Bild
kein Flimmern

Regulierbare Tonoptik
für Schwarzweiss
und Farbfilm

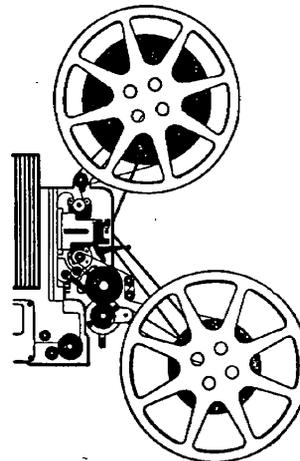
Niedriger Preis!

Durch Direktverkauf
ab Generalvertretung:

**R. Bader, Alpenstrasse 49
Dübendorf**
Telephon 051/96 69 95

Ducati Kinoprojektor

für 16 mm
Ton- und Stummfilm



Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich